This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PL
2908
.E7

ERKES

CHINESISCHE LITERATUR

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030226295

JEDERMANNS BUECHEREI
VERLAG HIRT
IN BRESLAU

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF VIRGINIA

GIFT OF

R. E. Saleski

JEDERMANNS BÜCHEREI

Natur aller Länder / Religion und Kultur aller Völker
Wissen und Technik aller Zeiten

*

ABTEILUNG: LITERATURGESCHICHTE

Herausgegeben von
Paul Merker

Ferdinand Hirt in Breslau
1922

Eduard Erkes

Chinesische Literatur

Ferdinand Hirt in Breslau
1922

Mit 16 Abbildungen.
Die Originale befinden sich im Kulturmuseum
und im Museum für Völkerkunde in Leipzig.

PL
2908
.E7

Copyright 1922 by Ferdinand Hirt, Breslau.

Made in Germany

Die chinesische Literatur ist unter den Literaturen aller lebenden Kulturvölker die älteste, umfangreichste und selbständigste. Zugleich aber ist sie die am wenigsten bekannte, wie ja auch ihre Träger das unbekannteste und unverstandenste Kulturvolk der Gegenwart sind. Chinas Literatur bildet einen untrennbaren Bestandteil seiner Gesamtkultur; weder ist sie ohne die Kenntnis jener noch diese selbst ohne die Literatur zu verstehen. Darum muß eine Betrachtung der literarischen Entwicklung Chinas Hand in Hand mit Ausblicken auf Chinas geschichtliche und kulturelle Gesamtentwicklung gehen, ohne die die Literatur und ihre Auswirkungen nicht völlig erfaßt und gewürdigt werden können.

Die Chinesen, anthropologisch zur mongolischen Rasse gerechnet, sind die Ureinwohner ihres Landes, auf dessen Boden ihre Kultur selbständig und wenigstens für die ältere Zeit ohne einschneidende Einflüsse von außen her erwachsen ist. Alle Versuche, in den Chinesen Einwanderer von Westen zu erblicken oder ihrer Kultur ausländischen Ursprung zuzusprechen, sei es aus dem babylonischen oder ägyptischen, dem indischen oder mykenischen Kulturkreis, müssen heute als gescheitert betrachtet werden. Vielmehr können wir als gesichert annehmen, daß sich die chinesische Nation im Herzen des chinesischen Reiches, in den heutigen Provinzen Honan und Süd-Schansi, herausgebildet hat. Dort hat sich auch ihre Sprache geformt, ihre Schrift entwickelt, und dort sind ihre ältesten Literaturdenkmäler entstanden.

Die chinesische Sprache, deren eigenartiger Charakter für die Entwicklung der chinesischen Schrift entscheidend wurde und damit auch der Literatur von vornherein einen besonderen Stempel aufdrückte, gehört nicht zu den mongolischen oder uralaltaischen Sprachen, jenem großen Sprachstamm, der die finnisch-ugrischen und turko-tartarischen Idiome, das eigentliche Mongolisch, das Tungusische, Koreanische und Japanische umfaßt. Sie

ist vielmehr ein Glied der indochinesischen Sprachfamilie, deren Angehörige den größten Teil des östlichen und südöstlichen Asien erfüllen. Diese Sprachgruppe zerfällt in zwei große Unterabteilungen, die tibeto-birmanische, zu der das Tibetische, das Birmanische und viele der im Himalaya, in Südwestchina und Oberbirma gesprochenen Sprachen gehören, und die chinesisch-siamesische, zu der außer dem Siamesischen und den Sprachen der Laos, der Tai-, Schan- und Miau-Völker im südlichen China und nördlichen Hinterindien auch das Chinesische gehört. Die indochinesischen Sprachen besitzen gemeinsam die Eigentümlichkeiten, isolierend, monosyllabisch und singend zu sein; genauer ausgedrückt, sie haben eine starke Tendenz zur Flexionslosigkeit, zur Einsilbigkeit und zur Entwicklung musikalischer Tonakzente. Das Chinesische als die älteste Kultursprache des indochinesischen Stammes hat diese Eigentümlichkeiten am auffälligsten ausgebildet. Schon in den ältesten Literaturdenkmälern tritt es uns als flexionslose und einsilbige Sprache entgegen, obwohl Reste von Flexion und Mehrsilbigkeit, wie sie in den verwandten, altertümlicher gebliebenen Idiomen auch zum Teil noch bestehen, nicht zu verkennen sind. Die Tonakzente dagegen, die Unterscheidung gleichlautender, aber sinnverschiedener Worte durch eine dem Wort selbst anhaftende Modulation der Aussprache, haben sich erst später mit der noch weiter zunehmenden Abschleifung der Sprache herausgebildet und sind wahrscheinlich aus erstarrten Gefühlstönen hervorgegangen. Die Einsilbigkeit des Chinesischen und die starke Verschleifung der Worte hat es nun mit sich gebracht, daß das Chinesische eine unendliche Zahl gleichlautender Worte aufweist, und dieser Umstand hat die eigentümliche Entwicklung der chinesischen Schrift verursacht.

Gleich den Ägyptern, Babyloniern und anderen zur Herausbildung einer Schrift fortgeschrittenen Völkern haben auch die Chinesen eine Bilderschrift erfunden. Sie geht in graueste Vorzeit zurück, wie viele Bildzeichen selbst beweisen; so etwa das Zeichen

»Grab«, das einen Leichnam unter Reisigbündeln zeigt, also aus einer Zeit stammen muß, in der man noch keine Gräber hatte, oder das Zeichen »Volk«, das graphisch mit dem Zeichen »Mutter« zusammenhängt und so das »Volk« als das von der Mutter abstammende bezeichnet, mithin auf die Periode des Mutterrechts zurückweist. Die chinesische Schrift hat aber nicht den Weg der westorientalischen Bilderschriften gehen können, die sich zu einer Silben- und Buchstabenschrift weiterbildeten. Sie machte mit ihren zahllosen gleichklingenden Worten vielmehr eine Wortschrift oder genauer Begriffsschrift notwendig, die den Sinn der gleichklingenden Lautkomplexe auseinanderhielt. Mit Buchstaben geschriebenes Chinesisch wäre vollkommen unverständlich. Daher hat die chinesische Schrift ihren hieroglyphischen Charakter stets bewahrt und sich nur durch eine Reihe sinnvoller Kunstgriffe, wie Bildung symbolischer Zeichen und graphisch-phonetischer Zusammensetzungen, in den Stand gesetzt, auch den feinsten Regungen des menschlichen Geistes entsprechenden Ausdruck zu verleihen.

Die Vorläufer der eigentlichen Schrift waren Knotenschnüre, die in China schon in historischer Zeit nicht mehr vorkommen, aber bei stammverwandten Völkern wie den Tibetern noch hie und da in Gebrauch sind, und Kerbhölzer, die heute auch nicht mehr gebräuchlich sind, aber das Urbild des chinesischen Schriftstücks darstellen. Auf einfachen abgebrochenen Holzstücken ritzte man Kerben als gedächtnisstützende Hilfsmittel ein, als Zeichen für Abmachungen und dergleichen. An Stelle der noch unbestimmten Kerbe trat dann das Bild, das die Bedeutung der Abmachung veranschaulichte, und endlich das Schriftzeichen. So waren die ersten Bücher der Chinesen Bündel von Holzstäbchen, die nur auf einer Seite von oben nach unten zuerst mit dem Messer gekerbt und dann mit hölzernem Griffel, endlich mit Pinsel beschrieben wurden. Das chinesische Buch von heute ist die papierne Nachbildung eines solchen Stäbchenbündels; noch jetzt laufen seine Zeilen von oben nach unten und in ihrer Reihen-

folge von rechts nach links, wie beim aufgeschlagenen Stäbchenbündel, auf das auch noch die Trennungsstriche zwischen den Kolumnen des chinesischen Buches hinweisen.

Solche Urkunden waren die ältesten Anfänge der chinesischen Literatur, als sie sich um die Wende des 3. vorchristlichen Jahrtausends in Mittelchina zu entwickeln begann. Die frühesten Dokumente chinesischen Schrifttums sind so alt wie die chinesische Geschichte selbst, die sich etwa um 2200 vor unserer Zeitrechnung langsam aus dem Gewirr alter Mythen und Sagen herauszukrystallisieren anfing. Um diese Zeit begann sich aus den vielen kleinen Stämmen, die den Boden Chinas bewohnten, eine einheitliche Nation herauszubilden. Die einzeln entwickelten Wirtschaftsgebiete, die kleinen politischen Sondergebilde, ihre Kulte und Anschauungsformen verschmolzen miteinander. Aus der Masse kleiner Stämme und Sonderkulturen bildete sich das Chinesentum heraus und entwickelte sich zur politischen und geistigen Einheit. Der Verschmelzungsprozeß umfaßte zunächst den Norden Chinas, die Hochebenen im Stromgebiet des Huang-ho, auf denen sich rasch ein Zusammenfließen der durch keine scharfen geographischen Grenzen getrennten Völkerschaften vollziehen konnte. So wurden sie das Stammland der eigentlich chinesischen Kultur, während sich im gebirgigen Süden, im Gebiete des Yang-tze und seiner Nebenflüsse, noch lange die selbständigen, nicht geringen Kulturen der südchinesischen Miau-tze behaupteten, die im 3. Jahrtausend einen hartnäckigen, wechselvollen Kampf mit den Chinesen führten und erst ganz allmählich von ihnen überwältigt und aufgesogen wurden. Dieser Zeit dürften die ersten literarischen Produkte der Chinesen ihre Entstehung verdanken.

Die Schrift war damals, wie bei Primitiven überhaupt, sicherlich noch ein Geheimbesitz einer kleinen Anzahl hervorragender Leute, der Priester und Häuptlinge. Sie wurde in deren Händen ein erstklassiges Hilfsmittel, den Prozeß der Verschmelzung

der kleinen Sippen zu einem einheitlichen Gebilde durchzuführen. Sie war das geheime Verständigungsmittel zwischen den Großen und zugleich für die große Masse ein Zaubermittel, das jenen, die über es verfügten, unheimliche Macht verlieh. So war der älteste Gebrauch der Schrift auch in China ein politisch-religiöser. Man verwandte sie zur Abfassung von Urkunden, die die Staatsverträge und Belehnungen enthielten, mit denen man den altchinesischen Feudalstaat einrichtete, und durch die man sichere Zeugnisse für die Treue und Zuverlässigkeit der Abhängigen hatte. Andererseits diente die Schrift zum Verkehr mit den Göttern, zum Beschreiben der Knochen, die man zu Orakelzwecken über Feuer brannte, und der Opfergeräte, durch die man mit den höheren Wesen in Verkehr trat. Aber daneben kam sicherlich schon sehr früh jener Gebrauchszweck auf, dem allerwärts bereits die primitiven Vorstufen der Schrift zu dienen pflegen, das Festhalten bestimmter Ereignisse im Bilde; zunächst wohl weniger zur Erinnerung als teils aus Spieltrieb, teils zu Zauberzwecken, nach dem Gedanken, daß die bildliche Darstellung den wirklichen Vorgang beeinflussen könne. So zeichnete man Mythen und Sagen und mit ihnen die darin nachklingenden historischen Ereignisse auf, aus denen sich die am Anfang der chinesischen Buchliteratur stehenden Werke zusammensetzen.

Die ältesten unmittelbar erhaltenen chinesischen Literaturdenkmäler sind Inschriften auf Opfergefäßen und Orakelknochen. Zwar haben wir bisher noch keine entdeckt, die bis ins 3. Jahrtausend zurückgingen, mit Ausnahme der auf einem Berge bei Han-k'ou stehenden »Tafel des Kaisers Yü« (um 2200), deren Echtheit aber äußerst zweifelhaft ist. Mit ihren seltsamen, an Vogelgestalten erinnernden Schriftzeichen stellt sie vielleicht eine alte südchinesische Zauberschrift vor. Aber auch die ältesten, bis ins 18. Jahrhundert zurückgehenden Inschriften auf Opfergefäßen sind zum Teil noch in ganz archaischer, aus bildlicher Darstellung und wirklicher Schrift gemischter Schreibweise abgefaßt und lassen dadurch

Rückschlüsse auf die Anfangsstufen literarischer Tätigkeit zu. Sie geben in der Regel nur kurze Mitteilungen über Stifter und Zweck des Gerätes, während die Orakelknochen, von denen manche in neuerer Zeit aufgefundene Stücke bis ins 14. vorchristliche Jahrhundert zurückzureichen scheinen, Orakelfragen und -antworten enthalten.

Indes bei so einfacher Anwendung der Schrift war man damals schon längst nicht mehr stehen geblieben. Bis ins 24. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung reicht das Werk zurück, das wir als das älteste Dokument der chinesischen Literatur ansehen dürfen, das Schu-king, »Buch der Urkunden«. Es ist heute wenig mehr als eine Sammlung von Fragmenten. Wie fast die gesamte alte Literatur der Chinesen ist auch es der Bücherverbrennung zum Opfer gefallen, die Schi-huang-ti, der große Reformator des chinesischen Staatswesens, 213 v. Chr. veranlaßte, um das Andenken ans Altertum auszulöschen. Echtheit und Wert der erhaltenen Stücke des Werkes ist viel umstritten worden, aber durchweg läßt sich, wofür besonders der sprachliche Charakter der einzelnen Partien spricht, nicht daran zweifeln, daß seine Bücher im wesentlichen der Zeit angehören, der die Tradition sie zuschreibt. Der älteste Teil ist das Yau-tien, der Kanon des Kaisers Yau, den die Überlieferung als ersten sozusagen offiziell historischen Herrscher bezeichnet und um 2400 ansetzt. Sicher ist freilich Yau, wie auch die kritischeren Historiker Chinas selbst annehmen, keine historische Persönlichkeit, sondern nur die Personifikation einer Geschichtsepoche, wahrscheinlich einer Dynastie. Immerhin ist soviel sicher, daß China sich damals schon auf relativ hoher Kulturstufe befand und jedenfalls imstande war, die Anfänge einer Geschichtschreibung zu entwickeln; denn nach den astronomischen Untersuchungen von Leopold de Saussure weisen die astronomischen Angaben im Yau-tien auf das Jahr 2357 v. Chr. als Datum seiner Abfassung hin. Damals muß also China schon eine Astronomie und ein Kalenderwesen besessen haben; das setzt aber wieder eine gewisse

Entwicklung des Ackerbaues voraus, die Vorbedingung für das Bedürfnis nach einer geregelten Zeitrechnung ist. Auf einer soweit fortgeschrittenen Kulturstufe hat das Vorhandensein einer Schrift und das Vorkommen chronologischer Aufzeichnungen nichts Befremdendes mehr. Die dialektischen Eigentümlichkeiten des Yau-tien und der nächstalten Bücher des Schu weisen auf das östliche Mittelchina als Ort seiner Abfassung hin, also auf jene Gegend, in die wir die Entstehung der altchinesischen Kultur überhaupt zu verlegen haben.

Etwa hundert Jahre jünger dürfte das Schun-tien sein, der Kanon des Kaisers Schun. Nach der Überlieferung war dieser Kaiser ein Ostbarbar, also wohl Repräsentant eines aus dem Osten vordringenden Volkes, das die Herrschaft Yaus stürzte. Tatsächlich enthält das Buch auch so merkwürdige Angaben namentlich religiöser Art, daß es auf das Eindringen eines fremden Vorstellungskreises und damit eines fremden Elementes in China hinzuweisen scheint. Inhaltlich ist das Buch, wie auch das Yau-tien und noch ein guter Teil der späteren Bücher des Schu, überwiegend sagenhaften Charakters. Teilweise ist diese Literatur in poetischer Form abgefaßt, es sind Reste alter Epen, wie man denn den Chinesen die epische Dichtung mit Unrecht abgesprochen hat. Das interessanteste Buch des Schu-king aber ist wohl das dritte, das aus dem Anfang der geschichtlichen oder vielleicht vorsichtiger gesagt halbhistorischen Zeit Chinas stammt, das Yü-kung, die »Tribute des Kaisers Yü«.

Yü der Große, der sich als erste historisch einigermaßen sichere Gestalt aus der Schar alter Totems und Ahnen hervorhebt, steht am Anfang der ersten erkennbaren Herrscherreihe der chinesischen Geschichte, der Dynastie Hia (etwa 2200—1766), mit der anscheinend eine völlig neue Periode anfängt. Denn die Einteilung des Reiches in neun Provinzen, die Yü an Stelle der älteren Zwölfteilung treten ließ, deutet auf einen völligen Umschwung der gesamten bisherigen Wirtschafts- und Staatsordnung hin; die Neunteilung

ist nämlich der neunfachen Gliederung des altchinesischen Gemeindeackers nachgeahmt und läßt damit auf Übergang von einer noch dem Nomadenstadium nahestehenden Stufe zu überwiegendem Ackerbau und zu endgültiger Seßhaftigkeit schließen. Und darauf deuten auch andere, mit Yüs Namen verknüpfte Geschehnisse hin: die ökonomische Hebung des Landes durch gewaltige Flutregulierungen und Entwässerungsarbeiten und die Vertreibung und Unterwerfung der Miau-tze, die unter seinen Vorgängern in China eingebrochen waren. Ihren literarischen Niederschlag haben diese Ereignisse im Yü-kung gefunden.

Dieses eigenartige Werk gibt eine genaue Beschreibung des chinesischen Reiches und jener Gebiete, mit denen China zu Anfang der Hia-Zeit Handel trieb. Es zählt ihre Produkte auf und gestattet einen Einblick in die zwar noch altertümliche, aber immerhin schon ziemlich verfeinerte Kultur der Hia-Zeit. Einige Jahrhunderte später, etwa an die Grenze zwischen der Hia- und der ihr folgenden Schang-Dynastie, ist das geographische Werk Schan-hai-king zu setzen, das »Buch der Berge und Meere«, ein Kommentar zu den auf bronzene Dreifüße gegossenen Landkarten der Hia-Zeit, die neben den Gebirgen und Gewässern auch die bildliche Darstellung der sie bevölkernden Geister und Ungeheuer, d. h. der Autochthonen und wilden Tiere, enthielten. Von historischen Werken gehören der Hia-Periode eine Anzahl weiterer Bücher des Schu-king an, die größtenteils jetzt schon rein historischen Charakter tragen, und endlich der »kleine Kalender der Hia«, Hia-siau-tscheng, ein Werkchen über die Einteilung der Jahreszeiten, wie deren ähnliche, heute verlorene aus jener Zeit noch wiederholt erwähnt werden.

Die Dynastie Hia wurde 1766, augenscheinlich nach langen hartnäckigen Kämpfen, durch ein im Südosten des Reiches zur Macht gekommenes, ursprünglich wohl nichtchinesisches Fürstengeschlecht gestürzt, die Schang, mit denen die zweite chinesische Dynastie anhebt. Die spärlichen Reste, die von der Literatur der

Schang-Zeit auf uns gekommen sind, verraten, daß diese Periode, von der leider so ungemein wenig bekannt ist, ein von allem Früheren und Späteren abweichendes, ganz eigenartiges Gepräge besaß. Ihre unmittelbarsten Zeugnisse, die Inschriften und Orakelknochen, erwähnten wir schon. Ferner gehören in diese Epoche die schon ganz geschichtlichen Schang-Bücher des Schu-king, deren interessantestes die Verfassungsurkunde der Dynastie darstellt. Sie führt den Namen Hung-fan, der große Plan, setzt nach urzeitlicher, bis heute in China erhalten gebliebener Denkweise Naturgeschehen und gesellschaftliches Werden in engste Beziehung zueinander und baut auf Grund dieser Vorstellung ihr System der Staatslehre und Politik auf. Endlich stammen aus der Schang-Zeit noch fünf Opfergesänge des Liederbuches Schi-king, das aber im wesentlichen erst in der folgenden Periode zusammengefügt wurde.

Die Sprache der Hia- und Schang-Dokumente wie auch der älteren Werke der folgenden Tschou-Zeit ist das sogenannte vorklassische Chinesisch, das trotz der hohen Entwicklungsstufe, auf der es bereits in den ältesten Schriftstücken erscheint, noch manches Primitive aufweist und die straffe Regelung des späteren Chinesisch vermissen läßt. So ist die Wortstellung noch sehr frei, die Satzverbindung äußerst locker, in den ältesten Dokumenten fehlt — ein charakteristisches Kennzeichen primitiver Sprachen — die Periodenbildung. Ein primitiver Rest ist auch der Mangel an Konjunktionen, an deren Stelle Interjektionen sehr zahlreich sind, ferner die Häufigkeit von zweisilbigen, noch aus der polysyllabischen Zeit zurückgebliebenen Worten, meist Dopplungen, die oft gar den Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung noch erkennen lassen. Im übrigen aber ist die Ausdrucksweise noch einfach und schmucklos, der Wortschatz beschränkt; erst allmählich bereichert und erweitert sich beides.

Bedeutend reicher als die aus dem hohen Altertum geretteten Trümmer ist nun die Literatur der nächsten Periode, der Tschou-Zeit, obgleich auch aus dieser nur ein spärlicher Bruchteil der

Schätze auf uns gekommen ist, die damals, nach den überlieferten Titeln und Andeutungen zu schließen, existiert haben müssen. Die Schang-Dynastie war nach längeren Erschütterungen 1122 einem westbarbarischen Volke, dem türkischen Stamm der Tschou, erlegen, der nun das Reich nach seinen Bedürfnissen ordnete, sich aber dabei im wesentlichen der altchinesischen Einrichtungen bediente und, ganz wie alle späteren Eroberer Chinas, bald durch und durch sinisiert und zum eifrigsten Vertreter und Verfechter der chinesischen Kultur wurde. Schon längere Zeit vor ihrem Eindringen in China hatten die Tschou chinesische Sitten und zum Teil wohl auch schon die chinesische Sprache angenommen, wofür besonders das anscheinend älteste Buch der Tschou-Literatur spricht, das rätselhafte Yih-king.

Das Yih-king, »Buch der Wandlungen«, ist eine seltsame Zusammenstellung von 64 aus je sechs ganzen und gebrochenen Linien bestehenden Figuren, die jede einen Namen führen und mit mehreren Kommentaren versehen sind. Der älteste wird dem Wen-wang, dem Vater des Gründers der Tschou-Dynastie, zugeschrieben, der zweite, bedeutsamste, dem Regenten Tschou-kung († 1105), der auch sonst eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet haben soll. Wohl hat man dem Yih-king auch ein viel höheres Alter zuschreiben wollen; dagegen spricht jedoch nicht nur diese Überlieferung, sondern auch die Sprache und der Inhalt des Buches, die seine Abfassung nicht wohl über die Tschou-Zeit hinausschieben lassen. Seit dem Altertum dient das Buch zum Wahrsagen, jedoch ist das schwerlich sein ursprünglicher Zweck gewesen. Eher dürfte die Auffassung recht behalten, die in ihm ein altes Wörterbuch sehen will. In der Tat hat Conrady festgestellt, daß die meisten der sechsstrichigen Figuren nichts sind als stilisierte alte Schriftzeichen, zu denen die zusammenhanglosen Sätze der Kommentare Beispiele, durchweg verlorenen Werken entnommen, aber vereinzelt doch noch nachweisbar, darzustellen scheinen. So mag das Yih-king wohl so etwas wie ein

altes Handwörterbuch der Staatswissenschaften gewesen sein, mit dem die Tschou sich die Grundbegriffe chinesischer Philosophie und Politik aneigneten.

Ein glänzendes Zeugnis dafür, wie ausgezeichnet ihnen diese Aneignung gelungen ist, bildet das größte Werk der älteren Tschou-Zeit, die Verfassungsurkunde der Dynastie, Tschou-li, »Riten der Tschou«, oder Tschou-kuan, »Ämter der Tschou« genannt. Auch dieses Werk wird dem Regenten Tschou-kung zugeschrieben, wenn wir in ihm auch wohl kaum unmittelbar den Verfasser des Werkes zu sehen haben, sondern vielmehr etwa das Haupt einer Kommission, die die Urkunde redigierte. Die wirklichen Autoren des Tschou-li sind sicher nicht unter den erst kürzlich in den chinesischen Kulturkreis eingetretenen Türken zu suchen, sondern von diesen dürfte kaum mehr als die Initiative zur Konstituierung und Ausgestaltung des Staatswesens ausgegangen sein. Die Ausführung der Neuordnung war ohne Zweifel den Trägern der alten chinesischen Kultur, den Beamten, Gelehrten und Priestern der Schang-Dynastie anvertraut. So dürfte denn auch der Inhalt des Tschou-li im wesentlichen auf die Schang-Zeit, zum Teil sicher auch auf noch ältere Perioden zurückgehen; nur einzelnes, wie etwa die nichtchinesischen Titel einiger Beamter, weist auf neue, fremde Einflüsse hin. Und wirklich zeigt auch der gewaltige Umfang des Dokumentes, das die gesamte Staatsverwaltung vom Königshof bis zu den Dorfgemeinden umfaßt und alle Einzelheiten des riesigen Verwaltungsapparates mit minutiöser Genauigkeit regelt, daß das Tschou-li das Ergebnis einer langen Entwicklung sein muß, während es andererseits doch wieder ein Werk wie aus einem Guß ist und daher eine einheitliche Redaktion geschulter Sachkenner voraussetzt. Die Einzigartigkeit einer solchen Leistung zu verhältnismäßig so früher Zeit hat nun freilich schon öfters bei chinesischen wie europäischen Kritikern Zweifel an der Echtheit des Tschou-li aufsteigen lassen; man wollte es, wenn nicht geradezu als Fälschung, so doch nur als Kompilation einer weit späteren

Zeit gelten lassen. Allein abgesehen davon, daß sich keine Antwort darauf finden läßt, welchen Zweck denn eine so kolossale Arbeit zu einer Zeit gehabt haben sollte, in der sie längst gegenstandslos geworden war, spricht auch der Inhalt des Tschou-li selbst aufs bestimmteste gegen diese Annahme. Nicht nur verbürgen die Eigenart der Sprache und Schrift, das Fehlen einzelner Stücke und das Vorkommen türkischer Titel und Sitten die Altertümlichkeit des Buches; auch gerade die Stellen, die man gegen seine Echtheit ins Feld geführt hat, bestätigen sie, so z. B. eine etwas kompromittierende Stelle, die alte Promiskuitätsbräuche sanktioniert und sich eben dadurch als uraltertümlich erweist.

Das Tschou-li, die Richtschnur und theoretische Darstellung des staatlichen und öffentlichen Lebens der älteren Tschou-Zeit, hat sein Gegenstück in dem Ngi-li, »Zeremonienritual«, das das private Leben des vornehmen Chinesen der damaligen Zeit regelte. Auch dieses Werk geht auf sehr alte Quellen zurück; es ist, wie sein Name anzeigt, der eigentlich »Tanzritual« bedeutet, ursprünglich aus alten Anleitungen für die Opfertänze herausgewachsen, bei denen die Respektsbezeugungen und das übrige, noch heute das ganze tägliche Leben des Chinesen regelnde Zeremoniell zuerst in Gebrauch kamen. Seiner Niederschrift nach ist es wohl etwas jünger als das Tschou-li, trotzdem im ganzen noch hochaltertümlich und nicht weniger als jenes eine Fundgrube für alte Sitten und Bräuche.

Zur historischen Literatur der älteren Tschou-Zeit gehören dann die Tschou-Bücher des Schu-king, deren letzte um 700 verfaßt sind, weiterhin das Tschou-schu, »Buch der Tschou«, ein Geschichtswerk, das zwar erst spät kompiliert, aber durchweg aus vorklassischen Stücken zusammengesetzt ist, und endlich noch ein sehr merkwürdiges Buch, das vielleicht den ältesten historischen Roman der Chinesen vorstellt, das Muh-t'ien-tze-tschuan, eine in ihrer heutigen Form etwa aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert stammende Überarbeitung eines im 10. Jahrhundert abgefaßten Berichtes über die Reisen des Tschou-Königs Muh (1001—946).

An Inschriften aus der älteren Tschou-Zeit ist kein Mangel; einige, wie die auf den Steintrommeln im Kuoh-tze-miau in Peking, die aus dem 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammen, und jene auf der bis vor kurzem noch vielumstrittenen, aber doch jedenfalls echten Bronzeschale im Britischen Museum in London sind noch im Original erhalten.

Eines der wertvollsten Dokumente aus der Frühzeit der Tschou ist aber das Schi-king, das »Liederbuch«, eine Zusammenstellung von etwa 300 poetischen Erzeugnissen verschiedener Art, die, abgesehen von den schon genannten Schang-Oden, sich über die ersten Jahrhunderte der Tschou-Zeit bis gegen 600 erstrecken. Von den Volksliedern, die das erste Buch des Schi-king füllen, sind jedoch manche sicherlich weit älter; es befinden sich Stücke darunter, die nichts weiter sind als rhythmische Variationen ein und desselben kleinen Themas und augenscheinlich in dieselbe Kategorie gehören wie die nach demselben Schema gebauten Gesänge primitiver Völker: es sind Arbeitslieder, die zur taktmäßigen, gemeinsamen Arbeit gesungen wurden, um deren Gang zu regeln und zu erleichtern, wie es der Chinese noch heute zu tun pflegt. Sehr alt sind wohl auch manche erotische Liedchen, Erntelieder, Tanzweisen, Kriegsgesänge, von denen etliche anscheinend im Wechsel gesungen und wohl auch mit pantomimischen Darstellungen begleitet wurden, vielleicht also die Urformen des chinesischen Dramas darstellen. Charakteristisch für die Tschou-Kultur aber sind die Opferlieder der Tschou, die bezeichnenderweise im Gegensatz zu der gesamten übrigen Poesie Altchinas, die sich von ihren für uns noch sichtbaren Anfängen an des Reimes bedient, reimlos sind, also wohl nichtchinesischen Ursprungs, vielleicht gar Übersetzungen aus dem türkischen Idiom der Tschou sein dürften. Nicht minder bezeichnend für ihre Epoche sind die zahlreichen politisch-sozialen Gedichte, die, sehr oft in Form geheimnisvoller Anspielungen, wie sie auch die ganze spätere Dichtung der Chinesen liebt, der Staatsregierung Lob und Tadel

spenden und Kritik an den gesellschaftlichen und politischen Zuständen üben.

Und besonders diese Lieder nun geben wertvollen Aufschluß über die Wandlung, die sich in den Geschicken des chinesischen Volkes seit dem 8. Jahrhundert vollzog. Preisen die älteren Lieder mit Vorliebe Verdienst und Tugend des Fürsten, dem sie das glückliche und behagliche Dasein des Volkes zuschreiben, so gewinnt in den späteren allmählich eine andere Stimmung die Oberhand. Immer häufiger und bitterer werden Klagen über Herrscher und Obrigkeit, über Ausbeutung und Kriegsgreuel, über Korruption und Sittenverwilderung. Das zeigt, daß Umstände eingetreten waren, die eine einschneidende Umwälzung der Lebensverhältnisse und damit auch eine Umstellung des ganzen Empfindens und Denkens der Nation hervorbrachten.

So war es denn auch. Das alte Feudalreich begann zu zerfallen, die Lehnsstaaten dehnten ihre Macht- und Einflußsphäre immer weiter aus, während das Land des Königs, das zwischen ihnen eingeschlossen lag, dies nicht vermochte. So nahm die Macht der Fürsten überhand, und die der Zentralregierung ging zurück. Damit aber kam es bald zu beständigen Streitigkeiten und Übergriffen zwischen den großen Vasallenreichen um die Erweiterung ihrer Herrschafts- und Ausbeutungsgebiete; seit dem 8. Jahrhundert erfüllten fast ununterbrochene, oft langwierige und verwüstende Kämpfe das ganze Reich. Einfälle der barbarischen Nachbarvölker, denen das zerrissene China keinen dauernden Widerstand mehr entgegenzusetzen vermochte, verschlimmerten die Lage noch. Bald starrte das ganze Reich in Waffen; die fortgesetzte Inanspruchnahme der Wehrkraft schädigte die Volkswirtschaft aufs stärkste, die Felder blieben unbestellt liegen, die Produktionskraft, die Konsumfähigkeit des verarmten Volkes sank, und damit wurden auch Handel und Verkehr gelähmt. Mit dem Wohlstand verfielen auch Gesetz und Moral; Raub und Mord, Anarchie und Verwilderung überall — so schildern uns die zeitgenössischen Schriftsteller die Zustände der späteren Tschou-Zeit.

Aber diese furchtbaren Notstände riefen natürlich auch Reformversuche hervor. Neue Systeme der Volkswirtschaft, der Politik und Ethik wurden entworfen; es traten zahlreiche hervorragende Männer auf, die dem wirtschaftlichen Elend und dem von ihm unzertrennlichen moralischen Verfall jeder auf seine Art zu steuern suchten. So entstand eine neue Gattung des Schrifttums, die moralphilosophische Literatur, die ihre Gedanken freilich mit Vorliebe den alten Schriften entlehnt und überhaupt im Zurückgehen aufs Altertum das Heil erblickt, aber nichtsdestoweniger ein neues Element darstellt, ein Erzeugnis und Symptom einer neu beginnenden Geschichtsperiode.

Der älteste Vertreter dieser Literatur ist der Philosoph Kuantze, der im 7. Jahrhundert Ministerpräsident im Staate Ts'i in Nordostchina war und hier manche Reformen zuerst verwirklichte, die später in ganz China durchgeführt wurden und zum Teil bis in die späteste Zeit nachwirkten. Ob seine Werke in ihrer heutigen Gestalt echt sind, ist allerdings sehr fraglich; sprachliche Gründe machen es wahrscheinlich, daß sie wenigstens zum großen Teil erst dem 4.—3. vorchristlichen Jahrhundert zuzuschreiben sind. Indes findet sich darin zweifellos auch Älteres, was auf wirkliche Schriften Kuan-tzes zurückgehen dürfte. Das erste philosophische Literaturdenkmal, das wir mit Sicherheit dieser neuen Periode zuweisen können, sind die Gespräche des Konfuzius, des größten Sohnes Chinas, in dem die Chinesen selbst den charakteristischsten Vertreter ihrer Kultur sehen.

K'ung K'iu, wie er mit seinem persönlichen Namen hieß, wurde 551 v. Chr. zu K'üh-fou im Staate Lu in der heutigen Provinz Schantung geboren. Er gehörte einer alten Adelsfamilie an, die sich von der Schang-Dynastie herleitete, aber in bescheidenen Verhältnissen lebte. Er eignete sich eine umfassende wissenschaftliche Bildung an und bekleidete schon in seiner Jugend mehrere untergeordnete Ämter, die er aber beim Tode seiner Mutter (525) niederlegte. Lange Zeit lebte er dann als Privatgelehrter, mit

philosophischen und historischen Studien beschäftigt, die ihn bald weitbekannt machten und in Beziehungen zu regierenden Persönlichkeiten treten ließen. 501 wurde er auf einen hohen Posten in seinem Heimatstaat berufen und bald darauf zum Justizminister ernannt. In dieser Stellung entfaltete er eine äußerst segensreiche Tätigkeit, die für die wirtschaftliche und moralische Hebung des Volkes und die Kräftigung des Staates von höchster Bedeutung wurde. Durch neidische Intrigen mit seinem Landesherrn entzweit legte er 496 sein Amt nieder und zog mit einer Schar Schüler dreizehn Jahre lang lehrend und diskutierend von Staat zu Staat, bald geehrt, bald verfolgt, oft von Fürsten und Großen mit Ehren empfangen, doch ohne irgendwo einen Wirkungskreis für seine Pläne zu finden. 483 kehrte er nach Lu zurück und verbrachte seine letzten Lebensjahre, in literarische Studien vertieft, an seinem Heimatort. Hier schrieb er auch sein großes Geschichtswerk, von dem wir nachher noch zu reden haben. Er starb 478 und wurde feierlich bestattet. Sein Grab wird noch heute als kostbarstes Nationalheiligtum gehütet.

Was K'ung-tze erstrebte, war die Wiederherstellung des patriarchalischen Altertums. In der Rückkehr zu dessen Bahnen, in der Wiederaufrichtung einer starken Zentralregierung, deren einzige Richtschnur das Wohl des Volkes ist, in der Wiederherstellung der politischen und sozialen Verhältnisse des Idealstaates von Yau und Schun, in dem jeder für das Gesamtwohl arbeitete und infolgedessen alle glücklich und zufrieden waren, sah er den einzigen Weg aus der Trostlosigkeit der Gegenwart. Eine zusammenhängende Darstellung seines Lehrsystems hat K'ung-tze selbst nie gegeben, überhaupt keine Aufzeichnungen darüber gemacht. Auch seine zahlreichen Schüler haben es noch nicht für nötig gefunden, die Ansichten ihres Meisters schriftlich niederzulegen. Erst die zweite Generation seiner Anhänger stellte um 400 eine große Anzahl von Aussprüchen des Konfuzius und seiner Schüler unter dem Namen Lun-yü »Vermischte Gespräche« zusammen.

Das Lun-yü entbehrt trotz der einfachen, nüchternen Art, in der es abgefaßt ist, nicht eines gewissen Reizes, dank der Mannigfaltigkeit seines Inhalts, der Konfuzius in allen Lebenslagen zeigt. Wir sehen ihn, wie er seinen Schülern Unterweisungen gibt, wie er sich mit Fürsten und Großen bespricht, wie er sich zu politischen und moralischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Übelständen äußert, ja, wie er lebt, speist, sich kleidet und die Etikette befolgt — kurz, wir erhalten ein vollkommenes Bild von seinem Wesen und seiner Bedeutung. Gerade durch seine einfache, jeder Phantastik abholden Art, in der es rein vernunftgemäße Moral lehrt, ist das Lun-yü zu einem der bedeutendsten und bedeutungsvollsten ethischen Werke nicht nur der chinesischen, sondern der ganzen Weltliteratur geworden. Es ist ein Buch, das sich sehr wohl neben der Bibel, dem Koran und den Veden sehen lassen kann, trotz allen Verzichtes auf mystische und mythologische Einkleidung seiner Lehren; jedenfalls hat es nicht weniger Menschen erbaut und gefördert als jene. Außer dem Lun-yü gehören zu den ältesten Werken der konfuzianischen Literatur noch das Ta-hioh, die »Große Lehre«, eine kurze Darstellung der Grundlagen des konfuzianischen Systems, die nach der verbreitetsten Ansicht K'ung-tzes Enkel K'ung Kih (Tze-sze) verfaßt haben soll. Ein dritter Traktat, das Tschung-yung, »Innehalten der Mitte«, das ebenfalls unter die Hauptwerke des Konfuzianismus gerechnet und gewöhnlich auch dem Tze-sze zugeschrieben wird, gehört sicher erst einer späteren Zeit an und wird weiter unten zu besprechen sein.

Die Sprache, in der diese Werke abgefaßt sind, ist das sogenannte klassische Chinesisch, das etwa die Zeit von 600—100 v. Chr. beherrscht. Das Bedürfnis, sich den Anforderungen der Zeit gemäß auszudrücken und für die neuen philosophischen Lehren den angemessenen Ausdruck zu finden, hat im Vergleich zur vorklassischen Sprache das Chinesisch außerordentlich verändert. Es nahm jetzt eine feste Gestalt an, die Stellungsgesetze wurden festgelegt,

Wortschatz und Ausdrucksweise bedeutend bereichert; an Stelle der schmucklos kurzen Redeweise der früheren Zeit traten komplizierte Nebensätze und Perioden; die vielen primitiv anmutenden Interjektionen der vorklassischen Periode wurden durch Konjunktionen ersetzt. So hat die Sprache innerlich wie formell einen sehr bedeutenden Fortschritt erfahren.

Die Literatur der konfuzianischen Schule ist ganz und gar in Nordchina entstanden; denn hier war im wahren Sinne des Wortes der Boden für sie gegeben. Die geographische Gestaltung Nordchinas forderte gebieterisch den wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß der künstlich, nur im Interesse einer kleinen Herrenschicht, in feindliche Staaten getrennten Bevölkerung. Der konfuzianische Gedanke der Restitution des alten Einheitsstaates und seiner Verfassung mußte daher hier geradezu entstehen und fand, einmal ausgesprochen, trotz allen Widerstandes der Feudalklasse nachhaltigen Widerhall und endlich Durchführung. Ganz andere Verhältnisse aber bot der chinesische Süden dar. In diesem zerrissenen Bergland hatte sich weder ein Einheitsstaat noch eine Einheitskultur ausbilden können, und wenn man hier die Übelstände des Feudalwesens wohl nicht minder empfand, so konnte man doch die Rettung nicht in der Errichtung des Staates von Yau und Schun sehen, den man ja nie gekannt hatte, sondern nur im Zurückgehen auf die Zustände, die in Südchina wirklich einmal geherrscht hatten, in der Rückkehr zum primitiven urkommunistischen Gemeinwesen. Ausdruck verlieh diesen Wünschen zuerst K'ung-tzes Zeitgenosse Li Poh-yang, den man immer unter seinem Beinamen Lau-tze, der alte Philosoph, kennt. In ihm fand die alte Religion und Weltanschauung Südchinas, die wir nach ihrem Hauptbegriff, dem Tau, den Tauismus nennen, ihren Reformator und ersten bekannt gewordenen Vertreter. Von Lau-tzes Leben wissen wir nichts, als daß er ein südchinesischer Bauernsohn aus dem Reiche Ts'u war und später als Bibliotheksdirektor am Hofe der Tschou lebte. Aber dafür besitzen wir ein Denkmal

seines Lebens und Wirkens in dem einzigartigen Buche Tau-teh-king, dem »Buch von der Gottheit und der Tugend«, in dem er seine Lehre niedergelegt hat.

Das Tau-teh-king, das auf viel älteren Gedankengängen beruht, ja anscheinend größtenteils aus alten Zitaten besteht, dreht sich um die Verehrung einer Gestalt, die bei Lau-tze zwar schon pantheistisch aufgefaßt ist, aber ursprünglich zweifellos eine persönliche, höchste Gottheit des südchinesischen Pantheon war, das Tau, von dem der Tauismus seinen Namen trägt. Lau-tze nennt es wiederholt »das geheimnisvolle Tierweibchen, die Weltgebärerin, die Mutter alles Seins, das, was vor den Göttern da war« — es handelt sich also augenscheinlich um eine tiergestaltige, dem totemistischen Zeitalter entstammende Göttin. Lau-tze erwartet alles Heil von ihrem Dienste und von der Rückkehr zu dem von ihr gewollten Urzustand. Und dieser Zustand ist offenbar der des Mutterrechts, der Periode, die die späteren Geschlechter sich idealisiert als die goldene Zeit der menschlichen Gesellschaft dachten, in der man, ohne das Eigentum und die daran geknüpften Unterschiede, Lasten und Kämpfe zu kennen, friedlich unter der milden Herrschaft des Weibes dahingelebt hätte. Sicher haben Lau-tze dergleichen Urzeiterinnerungen vorgeschwebt; denn in einer patriarchalisch organisierten Gesellschaft hätten solche Gedanken unmöglich erdacht werden können. Der Staat und alle von den Konfuzianern gerühmten Tugenden des Staatsbürgers sind Lau-tze ein Greuel; nicht minder heftig zieht er gegen Besitz und Bildung und gegen alle Errungenschaften der Kultur zu Felde. Den traurigen Zuständen seiner Zeit stellt er das friedliche Bild eines kleinen Gemeinwesens der Urzeit gegenüber, das nichts von Obrigkeit, Steuern und Krieg weiß und in seiner primitiven Einfachheit wunschlos glücklich ist. Die Ursache aller Leiden der Menschheit sieht Lau-tze in dem menschlichen Streben nach Kultur, nach Verbesserung des Natürlichen, dem er als Ideal das »Nichthandeln« gegenüberstellt, den Grundsatz, den Dingen ihren Lauf

zu lassen und das Tau als Prinzip allen Geschehens sich auswirken zu lassen.

Offenbar gingen Lau-tzes Gedanken, wie schon die mutterrechtlichen Anklänge darin beweisen, auf ganz primitive Anschauungen zurück, wenn sie auch bei ihm in philosophisch-gehobener, mystisch verklärter Form erscheinen und oft zu eigenartigen und schwer verständlichen, ja für China zuweilen einzig dastehenden Auffassungen geführt haben. Mag auch die Dunkelheit des Tau-teh-king zum Teil daher rühren, daß die Literatur, aus der Lau-tze schöpfte, verloren ist; es liegt doch in dem Buche etwas vor, zu dem die chinesische Literatur kein Gegenstück bietet. Kein Wunder, daß man da das Buch und selbst die Persönlichkeit seines Verfassers in Zweifel gezogen hat und in dem Ganzen ein Produkt späterer Zeit hat sehen wollen. Allein dem steht doch schon die Altertümlichkeit der oft noch ans Vorklassische streifenden Sprache des Werkes entgegen, nicht minder aber der einzig dastehende hohe Flug der Gedanken, der eine Fälschung wohl ganz ausschließt. Der Fälscher des Tau-teh-king müßte ein Genie gewesen sein, wie es die Geschichte der chinesischen Philosophie nicht zum zweitenmal aufzuweisen hat, und diese Hypothese ist doch wohl zu unwahrscheinlich. So können wir Lau-tzes Buch, zumal es nicht der Bücherverbrennung zum Opfer fiel, unbedenklich als echt und trotz vieler Textvarianten als gut überliefert ansehen. Seinen Titel hat es allerdings erst in nachchristlicher Zeit erhalten, und die gegenwärtige Anordnung der Kapitel scheint auch erst von dem Kommentator Ho-schang-kung, der zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte, vorgenommen worden zu sein.

Echt ist das Buch also, ist es aber auch wirklich chinesisch? Nicht nur der ganze Gedankengang, sondern auch manche Wendung, manches Bild und Gleichnis darin mutet fremd an. So hat man denn auch babylonische, indische, persische und andere westliche Einflüsse darin sehen wollen; selbst den jüdischen Gottesnamen Jehova glaubte man in einer Bezeichnung des Tau zu finden,

was freilich ein arger linguistischer Irrtum war. Indessen, soweit wir die alten Verhältnisse Südchinas kennen, zwingt uns nichts dazu, dem Buche fremden Ursprung zuzuschreiben; es läßt sich recht wohl als Erzeugnis seiner Zeit erklären. Nur bei einzelnen Bildern und Vergleichen drängen sich allerdings Gedanken an ganz ähnliche Wendungen bei indischen und persischen Schriftstellern auf. Und da nicht viel später tatsächlich ein starker Einfluß dieser Kulturen auf China nachweisbar ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß auch Lau-tze schon einzelnes von Westen her übernommen hat.

K'ung-tze und Lau-tze stehen am Anfange der beiden großen Strömungen, die das chinesische Geistesleben von nun an beherrschen. Aber ihre Schulen waren keineswegs die einzigen, die sich damals bildeten und in Wort und Schrift ihre Ansichten verfochten. Viele Sekten tauchten in jenen Jahrhunderten auf; von den meisten wissen wir nur Namen, von wenigen Bestimmtes über ihre Lehren. Nur einzelne Werke von Philosophen, die eigene Wege gingen, sind auf uns gekommen. Zu den bekanntesten Erscheinungen gehörten die Sophisten, die sich damals häufig als Wanderlehrer an den Fürstenhöfen zeigten und nicht selten, wenn sie mit neuen, kühnen oder blendenden Ideen kamen, großen Einfluß auf die Landesregierungen gewannen. Nur von einem als Lehrer mehrerer bedeutender Staatsmänner berühmten Sophisten, dem im 4. Jahrhundert lebenden Wang Hü, bekannt als der »Philosoph vom Teufelstal«, Kuei-kuh-tze, ist noch ein Werkchen erhalten, dessen Echtheit aber auch nicht ganz unbezweifelt ist.

Radikale Umbildungen der Gesellschaft, aber in ganz entgegengesetzter Hinsicht, erstrebten zwei Schulen, denen der spätere Konfuzianismus scharf entgegentrat, die des Yang Tschu und des Moh Tih. Yang Tschu steht in der Geistesgeschichte Chinas ganz einzig da. Die soziale Entwicklung der Chinesen, immer ohne einschneidende Unterbrechungen gleichmäßig und gradlinig verlaufend, hat sich stets in den Bahnen einer kollektivistischen Richtung gehalten, in der nicht das Individuum, sondern die

Familie und die größeren Gesellschaftsverbände die sozialen Einheiten darstellen, deren Interessen für das Handeln des Einzelmenschen maßgebend sind. Und demgemäß liegt auch allen chinesischen Gedankensystemen das Streben nach Aufrechterhaltung, Kräftigung und Verbesserung dieses Zustandes zugrunde. Ganz im Gegensatz dazu tritt nun Yang Tschus Anschauung, der darin der typische Repräsentant eines Zeitalters der Auflösung ist, wie es ja damals für das feudale China nahte. Er ist Individualist, Vertreter des reinen Egoismus, des Sichauslebens ohne Rücksicht auf andere, ein Materialist, für den nur das unmittelbar zu Erreichende und Genießende Wert besitzt. Dergleichen ist weder vorher noch nachher in China je ausgesprochen worden. So ist Yang Tschu unter allen Philosophen Chinas der unchinesischste, der seinen Landsleuten am wenigsten begreiflich und am meisten antipathisch ist, während er andererseits für den Europäer wohl der verständlichste, ja, aufrichtig gesprochen, vielleicht der sympathischste unter den chinesischen Denkern ist. Daß Yangs Werk überhaupt auf die Nachwelt gekommen ist, verdankt es wohl nur dem Umstand, daß es unter den Schriften des tauistischen Philosophen Lieh-tze einen Platz gefunden hat.

In ausgesprochenstem Gegensatz zu Yang Tschu steht nun Moh Tih, vermutlich sein Zeitgenosse, der seinerzeit einen enormen Anhang besessen haben muß. Bekämpfte Yang Tschu den Altruismus, so machte ihn Moh Tih zur Grundlage seines ganzen Systems. Er wollte die kollektivistische Gesellschaftsordnung auf noch viel breitere Grundlage stellen, sie völlig demokratisieren, die Autorität des Vaters, des Fürsten beschränken, sie wohl gar am liebsten völlig verschwinden lassen — wenigstens führen dazu, wenn er es auch nicht unmittelbar ausgesprochen hat, die Konsequenzen seines Systems, wie ihm seine Gegner auch stets vorgeworfen haben. Ist also Yang Tschu der charakteristische Repräsentant einer untergehenden Klasse, deren ganzes Ideal nur noch im Genuß besteht, so ist andererseits Moh Tih, wie Lau-tze, der Vertreter

einer aufsteigenden Gesellschaftsgruppe, der mit dem Verfall des Feudalismus nach oben drängenden breiten Volksmasse. So scheint denn selbst die äußere Form seiner angeblich erst von seinen Schülern zusammengestellten und in ihrer heutigen Gestalt wohl erst etwa im 4. Jahrhundert zurechtredigierten Werke in ihrer Weitschweifigkeit, in der unbehilflichen Schwerfälligkeit des Stiles etwas von der Ungeschicklichkeit einer neu entstehenden Volksliteratur an sich zu tragen. Wie Moh Tih Anarchist ist, so ist er auch Pazifist; der Weltfriede ist eine der Hauptideen, die sein Werk durchziehen. In merkwürdigem Kontrast dazu steht es, daß Moh Tih selbst, falls hier keine Unterschiebung vorliegt, ein Werk über Kriegskunst und Festungsbau hinterlassen hat; vielleicht hat ihn aber gerade sein Beruf — er war der Überlieferung zufolge Militäringenieur — zu seinen philosophischen Anschauungen geführt.

Mit diesen beiden Richtungen neben dem Tauismus hatte nun die Schule des Konfuzius vor allem zu kämpfen. Als die historisch festbegründetste, mit der Entwicklung am meisten in Einklang stehende Richtung, die damit den wirklichen Bedürfnissen des chinesischen Volkes am besten entsprach, mußte sie endlich den Sieg davontragen, wie es vermittelnden Strömungen ja meist beschieden ist. Aber noch lange und hart hatte sie um die Vorherrschaft zu ringen, die ihr erst nach manchem Wechselschlag zuteil ward, als ihre Zeit herangereift war. Am meisten hat zum Siege des Konfuzianismus sein literarischer Hauptvertreter Mong K'o (372—289) beigetragen. Die Chinesen nennen ihn selbst Ya-scheng, den zweiten Weisen (nächst Konfuzius); gewöhnlich ist er als Mong-tze, der Philosoph Mong, bekannt. Mong-tze stammte aus Tschou, einem kleinen Nachbarstaat von Lu, war also fast ein Landsmann K'ung-tzes. Sein ganzes Leben war er als Wanderlehrer an den verschiedensten Fürstenhöfen tätig. Er hat den Konfuzianismus nicht nur propagiert und popularisiert, er hat ihn vor allem zeitgemäß ausgestaltet, demokratisiert und dadurch

seinen Gegnern den Wind aus den Segeln genommen. War Konfuzius im wesentlichen noch Aristokrat, der zwar den Fürsten ernstlich ins Gewissen redete, aber doch ihre Autorität auf jeden Fall aufrecht erhalten wissen wollte, so erklärt Mong-tze statt dessen frischweg: das Volk ist das wichtigste Element im Staat und der Fürst das geringwertigste; taugt der Fürst nichts, soll das Volk ihn absetzen und eine geeignetere Persönlichkeit zum Herrscher machen. War K'ung-tze desgleichen noch Legitimist, der die regierende Dynastie Tschou als Trägerin seiner Ideen zu sehen hoffte, so fordert Mong-tze schon ganz unverblümt den Sturz der Tschou und ihre Ersetzung durch ein fähiges Herrschergeschlecht.

So war Mong-tze ein Weiser nach dem Herzen des chinesischen Volkes, einer, der die aus fernster Urzeit überkommenen demokratischen Empfindungen der chinesischen Nation zuerst in Worte faßte und deswegen in China allezeit ebenso volkstümlich wie im aristokratischen Nachbarreich Japan verfemt war, wo er bis vor wenigen Jahrzehnten direkt auf dem Index stand und noch heute sehr schief angesehen wird. Neben der Tendenz seines Strebens ist diese große Popularität aber wohl auch dem Stil seines Werkes zu danken, das nicht mehr, wie das Lun-yü, eine bloße Aneinanderreihung von Sentenzen ist, sondern zusammenhängende Darstellung in künstlerisch vollendeter Form gibt. Die Ansicht, Mong-tzes Werke seien erst von seinen Schülern zusammengestellt, dürfte kaum recht haben, da das Ganze wie aus einem Guß ist und nichts von einer Kompilation an sich trägt. Doch mag es wohl sein, wie eine alte Überlieferung sagt, daß Mong-tze das Buch in seinen letzten Lebensjahren mit Unterstützung von zwei Schülern abgefaßt hat.

Den Konfuzianern nahe steht Mong-tzes jüngerer Zeitgenosse Sün-tze, der aber nichtsdestoweniger in grundlegenden Fragen von ihnen abweicht und namentlich mit Mong-tze des öfteren in Konflikt gerät. Vor allem nimmt er im Gegensatz zur Meinung der Orthodoxen an, die menschliche Natur sei von Grund auf böse.

In der Entfaltung der Moral, in der die Konfuzianer lediglich eine Folge des an und für sich guten Wesens des Menschen sehen, erblickt er demnach etwas Künstliches, nur durch die Notwendigkeit Erzwungenes, und baut darauf eine entsprechende Staats- und Gesellschaftsanschauung auf.

Sind so die konfuzianischen Werke Versuche, den Lauf der Entwicklung mit den Idealen des Altertums in Einklang zu bringen, so verfolgt die zeitgenössische Literatur des Tauismus eine andere Tendenz. Sie predigt ausgesprochene Reaktion, die Rückkehr zur Urzeit, zum primitiven Kommunismus, zum ursprünglichen Dienste des Tau. Dem, der an der Möglichkeit verzweifelt, das tauistische Ideal in der Welt zu verwirklichen, rät sie zum Zurückziehen auf sich selbst und zur Flucht in die Einsamkeit. Diese Neigung zum Weltschmerz und zur Weltflucht ist nun freilich in China uralt und findet schon in einigen Liedern des Schi-king Ausdruck, aber so ausgesprochen tritt sie doch erst in den schlimmen Zeiten des verfallenden Feudalismus hervor, als die unerträglich gewordenen Lebensverhältnisse zu solcher Flucht aus dem Leben geradezu herausforderten. Diese Grundstimmung der Zeit bildete nun einen ausgezeichneten Boden für die fremden Gedanken, die jetzt aus dem Westen nach China drangen und sich zuerst in der tauistischen Literatur zeigen, in der Folge aber das gesamte Denken und Empfinden des Chinesentums aufs stärkste beeinflußt haben.

Um 400 v. Chr., vielleicht noch früher, zeigt sich in der chinesischen Literatur wie auf allen Gebieten geistigen Lebens, in Philosophie und Religion, Kunst und Musik, Heilkunde und Astronomie, eine gewaltige, tiefgreifende Umgestaltung, deren Wurzeln, wie das Conrady zuerst nachgewiesen hat, nach Indien zurückführen. Das persische Weltreich der Achämeniden, zu dem auch Nordindien gehörte, scheint den Handel mit dem Osten und damit die Vorbedingungen eines geistigen Kulturaustausches bedeutend gefördert und die schon alten Beziehungen weit inniger geknüpft

zu haben. Vor allem scheinen in Südchina, dessen Bewohner schon dank der Natur ihres Landes seit jeher weit mehr zur Mystik und Phantastik neigten als die des nüchternen Nordens, indische Ideen in reichem Maße aufgenommen worden zu sein. So ist denn auch die südchinesische, die tauistische Literatur von der Gedankenwelt der Inder zuerst einschneidend beeinflußt worden. Schon bei Lau-tze selbst findet sich einzelnes, das merkwürdige Anklänge an indische Gedanken zeigt und den indischen Einfluß vielleicht weiter zurückdatieren läßt, als wir bis jetzt mit Sicherheit nachweisen können. So erscheint dort der bekannte indische Ausspruch, daß die Teile eines Wagens noch nicht den Wagen selbst ausmachen, ferner die ebenfalls indisch anmutenden Gleichnisse von der Radnabe und der Töpferscheibe; auch Persisches scheint bei Lau-tze vorzukommen, wie die Lehre von den Bildern (Ideen) der Dinge und die Auffassung des Tau als des Demiurg, der die Welt »schnitzt«. Weit deutlicher aber tritt das indische Element bei seinen Nachfolgern zutage.

Als ältesten tauistischen Autor würde man, wenn die Angaben der Tauisten zu Recht beständen, den Wen-tze betrachten können, der ein unmittelbarer Schüler Lau-tzes gewesen sein soll. Gerade dessen Werke würden auch die Anschauung vom indischen Einfluß auf den älteren Tauismus glänzend bestätigen; denn sie wimmeln nicht nur von indischen, sondern sogar von direkt buddhistischen Anspielungen und Aussprüchen. Allein gerade dieses auffällige Vorkommen von Lehren, die in Indien selbst erst eben damals entstanden, hat Wen-tzes Schriften früh verdächtig gemacht, und die chinesische Kritik selbst nimmt daher überwiegend an, daß das Buch erst eine Kompilation aus nachchristlicher Zeit darstellt. So muß als ältester tauistischer Schriftsteller nächst Lau-tze bis auf weiteres Lieh-tze gelten, der um die Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts anzusetzen ist. Wohl ist auch die Echtheit seines Werkes von chinesischer wie europäischer Seite öfter angezweifelt worden; ja man hat stärker als bei Lau-tze selbst seine

ganze Persönlichkeit ins Reich der Fabel verweisen und in seinem Buche eine Zusammenstellung erst aus der Wei-Zeit, dem 5. oder 6. nachchristlichen Jahrhundert, sehen wollen. Aber dem stehen doch sehr gewichtige Gründe entgegen. Einmal spricht wieder die Sprache des Werkes, dieses leider in der Sinologie gewöhnlich noch viel zu wenig in Betracht gezogene und doch so außerordentlich wichtige Kriterium, zugunsten seiner Echtheit, dann aber auch die im Buche ausgesprochenen Lehren selbst. Viele von ihnen finden sich bei dem jüngeren Philosophen Tschuang-tze wieder, den man darum wohl auch als eine Hauptquelle für Lieh-tze hat ansehen wollen; doch sind manche gerade der tiefsten und sinnvollsten Ausführungen Lieh-tzes nicht bei Tschuang-tze noch in anderen späteren Werken zu finden, und auch hier müßte man, wie Grube sagt, bei Annahme einer Fälschung zugeben, daß der Fälscher ein Genius war, wie ihn China nicht oft hervorgebracht hat.

Von einem zusammenhängenden System ist bei Lieh-tze freilich ebensowenig die Rede wie bei irgendeinem anderen chinesischen Philosophen; die Beobachtung, daß der Chinese zwar im Detail überall Ausgezeichnetes leistet, größere Zusammenhänge aber nur schwer meistert, findet sich gerade in der chinesischen Geistesgeschichte, auch bei ihren ersten Sternen, bestätigt. Aber die Probleme, die er berührt, gehören zu den tiefsten Fragen, die die Denker aller Zeiten und Völker bewegt haben, so wenn er etwa über den Unterschied zwischen dem Ding an sich und seiner Erscheinungsform oder vom Verhältnis zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit redet. Gerade in solchen Abschnitten finden sich denn auch die stärksten Anklänge an die Gedankenwelt der indischen Philosophen, wie sie noch viel deutlicher bei Lieh-tzes Nachfolger Tschuang-tze (um 330) hervortreten.

Tschuang-tze übt herbe Kritik an den Zuständen seiner Zeit und dem Treiben ihrer geistigen Repräsentanten. Er übergießt die Vertreter rivalisierender Schulen, besonders Konfuzius, mit bitterem Spott. Im Nichtstun, im Einswerden mit dem Tau, im

Erfüllen des vom Tau gewollten Lebens erblickt er die Erlösung. Und zu diesem Ziel führen nach Tschuang-tze Mittel, die nicht minder klar auf Indien hinweisen. Da beschreibt er die Atemübungen, die ekstatische Zustände hervorbringen, die verschiedenen Arten des Sitzens, die dadurch erworbenen Zauberkräfte, die Leichtigkeit des Körpers und die Langlebigkeit, alles Ideale, die der chinesische Tauist vom indischen Yogi überkommen hat. Und dabei tauchen noch eine Menge anderer indischer Vorstellungen auf: die Lehre von der Seelenwanderung und dem ewigen Kreislauf alles Lebens, die auch Lieh-tze schon kennt, die Illusion und Nichtigkeit alles Seins, die Traumhaftigkeit des Lebens. Auch indische Ideen über Weltordnung und Weltentstehung kommen schon vor; so verfaßte im 4. Jahrhundert der Philosoph Tsou Yen ein umfangreiches, leider verlorenes Werk, in dem er ein neues Weltbild nach indischem Muster zeichnete; und daß der geographische Gesichtskreis eben durch die Bekanntschaft mit fremden Kulturen eine gewaltige Erweiterung erfahren hat, das offenbart in seinem schneidenden Gegensatz zur alten Anschauung, nach der China Herz und Mittelpunkt der ganzen Welt sei, Tschuang-tzes Ausspruch: »Vergleicht man die Erde mit der Welt, ist sie nicht wie ein Haufen Steine in einer großen Marsch? Vergleicht man China mit der Erde, ist es nicht wie ein Reiskörnchen in einem Riesenspeicher?«

Auch die Form, in der die neuen Gedanken in China zur Darstellung kommen, ist indisch und vorher auf chinesischem Boden nicht bekannt. Es ist die Fabel und Parabel, deren sich die Tauisten mit Vorliebe bedienen. Da reden, was vorher unerhört, Tiere und Pflanzen, Geräte und selbst abstrakte Begriffe miteinander, wie etwa Tschuang-tze das Nichtsein mit dem Sternenlicht oder die Kraft mit der Rede sprechen läßt. Derartige Personifikationen kommen früher gar nicht vor und sind ein sicheres Zeichen, daß ein neuer, fremder Geist in China Eingang gefunden hatte.

Ward so die Philosophie immer mehr zum Tummelplatz neuer, auf fremden Einfluß zurückgehender Gedankengänge, so wirkt sich

der chinesische Geist dafür um so großartiger auf einem anderen Gebiete aus, das freilich, wie wir eingangs sahen, so alt ist wie die chinesische Literatur überhaupt, nun aber einen glänzenden Aufschwung nahm, in der Geschichtschreibung.

Die historische Wissenschaft fand eine Vorbedingung ihres Aufblühens in den feudalen Einrichtungen. Jeder der kleinen Staaten mußte sein eigenes Archiv besitzen, dem er alle wichtigen Urkunden einverleiben konnte, die sich auf Staatseinrichtungen, Staatsverträge und Vorfälle von politischer und sonst allgemeiner Bedeutung bezogen. Die Verwaltung der Archive und die Führung der Annalen, in denen alle wichtigen Ereignisse aufgezeichnet wurden, war besonderen Beamten anvertraut, die zugleich auch Sternkundige und Astrologen waren und eine Art Priesterwürde besaßen. Es waren die Schi, Historiker, deren Funktionen vermutlich in sehr alte Zeit zurückgehen, da ihre Bezeichnung in der chinesischen Schrift eine eigene Hieroglyphe hat. Man unterschied zwei Arten, die Geschichtschreiber der Rechten und der Linken; die einen hatten die Vorfälle, die anderen die Reden aufzuzeichnen. Die historischen Bücher des Schu-king z. B. sind aus so entstandenen Urkunden des königlichen Archivs der Tschou zusammengestellt. Leider sind nun diese Annalen der Feudalstaaten, deren es Hunderte gegeben haben muß, bei Schi-huang-tis Bücherverbrennung sämtlich vernichtet worden; nur ganz vereinzelte sind dem Untergang entronnen. Erhalten geblieben sind natürlich die Annalen von Ts'in, dem Heimatlande des Kaisers, die später der Historiker Sze-ma Ts'ien seinem Schi-ki einverleibte, ferner die Chronik des kleinen Staates Wei, die durch einen Zufall auf uns gekommen ist. Sie wurde 279 n. Chr. in einem aus dem Jahre 298 v. Chr. stammenden Grabe aufgefunden und geht nach dem Material, auf das sie geschrieben war, unter dem Titel der Bambusbücher, Tschuh-schu-ki-nien. Sie reicht von den mythologischen Anfängen Chinas bis zum Jahre 299 v. Chr. und ist wertvoll durch die große Masse des in ihr aufgezeichneten Sagenstoffes, merkwürdig ferner durch

ihre eigenartige Chronologie, die von der offiziell maßgebenden stark abweicht. Endlich ist noch die Chronik von K'ung-tzes Heimatstaat Lu erhalten, das sogenannte Tsch'un-ts'iu, »Frühling und Herbst«, d. h. Jahresberichte, ein Werk, um dessen Würdigung ein noch heute unentschiedener Streit herrscht.

Das Tsch'un-ts'iu ist eine einfache annalistische Aneinanderreihung kurzer Notizen über wichtige Vorfälle, die sich im Staate Lu zutrugen oder von anderwärts bekannt wurden. Wir würden mit dem Buche recht wenig anfangen können, wenn wir nicht einen eingehenden Kommentar dazu besäßen, das Tso-tschuan, ein ausführliches, inhaltlich wie formell vollendetes Geschichtswerk, das die vagen Angaben des Tsch'un-ts'iu mit Sinn und Leben umkleidet und meist überhaupt erst verständlich macht. Das Verhältnis beider Werke zueinander ist augenblicklich wieder stark umstritten. Es ist nämlich überliefert, daß Konfuzius ein Tsch'un-ts'iu schrieb, auf das er selbst sehr stolz war, ein Werk, das bei seinem Erscheinen ungeheueres Aufsehen erregte, namentlich wegen der schonungslosen Offenheit, mit der es Leben und Treiben der Fürsten und Großen brandmarkte. Nun hält man gewöhnlich die unter diesem Namen gehende Chronik für K'ung-tzes Tsch'un-ts'iu und das Tso-tschuan für einen von seinem sonst nicht bekannten Schüler Tso K'iu-ming verfaßten Kommentar dazu. Allein diese Anschauung leidet an einer Menge innerer und äußerer Unwahrscheinlichkeiten und Unerklärbarkeiten, und es bleibt, abgesehen von den Schwierigkeiten, die die altertümliche Sprache und die eigenartige Form des Tsch'un-ts'iu machen, vor allem rätselhaft, wodurch das Werk auf die Zeitgenossen einen so überwältigenden Eindruck machen konnte; denn seine ebenso nichtssagenden wie inhaltlosen Mitteilungen sind ohne die Erläuterungen des Tso-tschuan meist überhaupt nicht verständlich, können also wohl kaum Aufsehen und Schrecken erregt haben. So erscheint eine andere, in Europa zuerst von Wilhelm Grube vertretene und dann von Bruno Schindler eingehend begründete Auffassung viel an-

nehmbarer. Danach wäre das Tsch'un-ts'iu in Wirklichkeit nur die alte Chronik von Lu und das Tso-tschuan, dessen Titel etwa »Kommentar des Linken«, nämlich des Historikers der Linken, bedeuten dürfte, in Wahrheit das Werk K'ung-tzes, der sich dabei äußerlich an die Chronik seines Heimatstaates angelehnt hätte. In der Tat wäre das Tso-tschuan, sowohl nach seinem meisterhaften Stil wie der reichen Fülle und erstaunlichen Aufrichtigkeit seiner Mitteilungen, ein des Konfuzius wahrhaft würdiges Werk. Sicherlich hat es nur jemand schreiben können, dem ein reiches Urkundenmaterial zur Verfügung stand, und nach einer alten Nachricht hatte K'ung-tze dazu auch Einsicht in die Geschichtswerke von 120 Staaten nehmen können. Aus verschiedenen Gründen, die hier nicht weiter auseinandergesetzt werden können, kommt ein Schüler des Konfuzius als Autor nicht in Betracht, und ebensowenig kann die Abfassungszeit weit über K'ung-tze herabgerückt werden. So bleibt trotz mancher noch nicht völlig gelösten Schwierigkeiten wohl kaum etwas anderes übrig, als im Tso-tschuan das Tsch'un-ts'iu des Konfuzius zu erblicken.

Das Tso-tschuan ist das erste Werk künstlerischer pragmatischer Geschichtschreibung, das auf uns gekommen ist. Doch ist es ohne Zweifel nur ein schon zu hoher Vollkommenheit gediehenes Glied einer langen Entwicklung, die die Geschichtschreibung vorher durchgemacht haben muß, wie denn auch einzelne Zitate aus verlorenen Geschichtswerken bereits das Vorhandensein einer über das Annalistische weit hinausgehenden Historiographie erkennen lassen. Erhalten ist ferner das etwas jüngere Kuoh-yü, die »Staatsgespräche«, eine um 400 entstandene Sammlung staatsrechtlicher Diskussionen, die sich in vielem an das Tso-tschuan anschließt und wohl auch dem gleichen sagenhaften Tso K'iu-ming zugeschrieben wird, was natürlich ausgeschlossen ist. Außerdem gehört in diesen Zeitraum noch das interessante, wohl zu Unrecht angefochtene Yen-tze-tsch'un-ts'iu, die um 500 verfaßten Lebenserinnerungen des Staatsmanns Yen Ying (gest.

493) von Ts'i, das älteste erhaltene Memoirenwerk der chinesischen Literatur.

Von der Dichtkunst ist uns aus diesem Zeitraum wenig überliefert, eigentlich nur Fragmente, die meist in den Schriften der tauistischen Philosophen zerstreut sind und zweierlei erkennen lassen, einmal eine fortschreitende Entwicklung in Form und Stoff, und zweitens ein entschiedenes Hervortreten des südchinesischen Elementes. An Stelle der einfachen viersilbigen Rhythmen der Schi-king-Lieder treten komplizierte, abwechslungsreiche Versmaße; statt der einfachen natürlichen Klänge der alten Zeit werden jetzt immer philosophischere, immer elegischere Gedanken in poetische Form gekleidet. Daß gerade die Tauisten solche Verse mit Vorliebe überliefert haben, weist schon darauf hin, daß die Fortentwicklung der Poesie vorzugsweise in Südchina vor sich ging; wie denn auch einer der umfangreichsten poetischen Texte, das »Lied des Narren von Ts'u«, das bei Tschuang-tze und in verkürzter Form auch im Lun-yü erhalten ist, sich schon durch den Titel als Werk eines Südchinesen ausweist. Um 300 erscheint dann eine ausgesprochen südchinesische Dichterschule, die unter der Führung K'üh Yüans, eines Ministers von Ts'u, der 292 gestürzt und verbannt durch Selbstmord endete, die neue Richtung glänzend zum Siege führte. Im Anschluß an südchinesische Volksgesänge — daher wohl z. T. die große Popularität der neuen Weisen und die noch heute nicht verblaßte Volkstümlichkeit ihres Schöpfers — trat die neue Schule auf den Plan. Stark war sie von Indien her beeinflußt, wie die Farbenpracht ihrer Bilder und Tropen, wie auch die Phantastik ihrer Stoffe und ihres Aufbaues zeigt, ja wie sich vielleicht selbst in Eigentümlichkeiten der Sprache kundgibt; so findet sich hier gelegentlich die sonst ganz unchinesische Personifikation lebloser Dinge und abstrakter Begriffe, und möglicherweise sind gar einzelne indische Fremdwörter in ihre Sprache übernommen. K'üh Yüans berühmtestes Werk ist das große Gedicht Li-sau, »Ins Unglück gestürzt«, in dem er seine Verbannung be-

klagt; ferner die Kiu-ko, »Neun Gesänge«, alte südchinesische Volkslieder, zu Opfern gesungen, die er bearbeitet hat, die T'ien-wen, »Himmelsfragen«, eine merkwürdige Überarbeitung der Inschriften einer Serie mythologisch-historischer Gemälde, die er in einer verlassenen Tempelhalle in Ts'u aufgefunden hatte; das Yüan-yuh, »Schweifen in die Ferne«, in dem er eine phantastische Luftreise nach indischer Art schildert, und verschiedene kleinere Gedichte. Seine Werke sind zusammen mit den Schöpfungen verschiedener Dichter seiner Schule, unter denen sein Neffe Sung Yüh hervorragt, in der Sammlung Ts'u-tz'e, »Elegien von Ts'u«, vereinigt. Sung Yühs berühmtestes Gedicht ist das Tschau-hun, »Zurückrufen der Seele«, ein Klageruf, den er an den Geist seines toten Oheims richtet und in versteckter Form zu einer Satire auf die Politik des Königs von Ts'u gestaltet hat. Die übrigen Dichter der Elegien von Ts'u gehören erst der Han-Zeit an: King Tz'e, Huai-nan-tze und der auch als politischer Schriftsteller bedeutende Kia Ngi (204—168), dessen »Eulenlied« (Fu-fu) für das philosophische Denken der frühen Han-Zeit, die schon dem Buddhismus die Wege bereitete, ein eigenartiges Zeugnis bietet.

Von wissenschaftlichen Werken werden im Altertum öfters Abhandlungen über Strategie erwähnt, von denen noch zwei, die Kriegskunst des Sun-tze (um 500) und die des Wu-tze (um 400) neben der oben genannten Schrift des Moh Tih über Festungsbau auf uns gekommen sind. Auch Werke über Mathematik, Astronomie, Geographie, Medizin, Ackerbau und Baumzucht gab es schon in nicht geringer Anzahl; doch ist vorläufig kaum zu bestimmen, ob und wieviele noch davon erhalten; die meisten dem Altertum zugeschriebenen Werke dieser Art sind erst spätere Kompilationen meist tauistischer Autoren. Eine Art romanhafter Geographie sind die dem alten Schan-hai-king angehängten zwölf Bücher gleichen Namens, die, etwa an der Wende des 4. und 3. Jahrhunderts entstanden, neben ganz korrekten Notizen über die geographischen Kenntnisse ihrer Zeit eine Fülle geographischer und

ethnographischer Fabeln aus indischen und anscheinend auch hellenistischen Quellen bringen. Die philologische Tätigkeit scheint gleichfalls bis in diese Zeit zurückzugehen; doch ist das gewöhnlich für alt, ja selbst für vorklassisch gehaltene Wörterbuch Erh-ya, das zuerst Erklärungen alter Ausdrücke gibt, jedenfalls erst in eine jüngere Zeit zu setzen; es mag etwa dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehören.

Die zuletzt genannten Werke führen schon in eine Periode, mit der eine neue Zeit anhebt. Der Zersetzungsprozeß des Feudalismus hatte um 300 seinen Höhepunkt erreicht; die meisten kleinen Feudalstaaten waren ihren größeren Nachbarn zum Opfer gefallen, die sich nun zum Entscheidungskampf untereinander rüsteten. Die Not der Bauern hatte eine nicht mehr erträgliche Höhe erreicht; alles deutete auf einen entscheidenden Umschwung hin. Im Nordwesten des Reiches, im Lande Ts'in, setzten sich denn, vielleicht unter Einwirkung ausländischer Einflüsse, denen dieses Gebiet durch seine geographische Lage am nächsten offenstand, zuerst Reformen durch. Schon um 350 wurde hier mit den feudalen Einrichtungen und der Markgenossenschaft gebrochen und festliegendes bäuerliches Privateigentum an Stelle des alten Gemeinlandes gesetzt. Hundert Jahre später war der König von Ts'in, wohl dank der so herbeigeführten Stärkung seines Landes, schon imstande, den letzten Tschou-Fürsten abzusetzen und allein die Koalition der übrigen Staaten zu besiegen. Der Reihe nach verfielen sie der Annexion; 221 kam es zum letzten Kampf mit Ts'i und Ts'u, die beide unterlagen und einverleibt wurden. Damit war Chinas Einigung vollendet, und sein Beherrscher konnte als »erster erhabener Kaiser«, Schi-huang-ti, das Einheitsreich des Altertums wieder aufrichten, Feudalwesen und Gemeineigentum in ganz China abschaffen und auf dieser Grundlage beginnen, die so lange getrennten Teile des Reiches zu einem Staate mit einer Kultur zu verschmelzen.

Die Literatur der Ts'in-Zeit (246—206) ist das sprechendste Zeugnis für diese synkretistischen Bemühungen. Die Verschmel-

zung des Konfuzianismus mit dem Tauismus, der nordchinesischen mit der südchinesischen Weltanschauung bahnte schon Han Fei-tze an, Verfasser umfangreicher Schriften über Politik, die, von Lau-tzes Standpunkt ausgehend, dessen Gedanken im Sinne der konfuzianischen Schule zu interpretieren suchten. Schi-huang-ti selbst erkannte, als ihm Han Feis Schriften zu Gesicht kamen, daß hier die Prinzipien für seine Staatslenkung zu finden seien, und suchte den Gelehrten in seine Dienste zu ziehen; doch fiel der unglückliche Philosoph bald der Eifersucht des Ministers von Ts'in, Li Sze, zum Opfer (233). Von größerer Bedeutung war das gewaltige Werk des Lü Puh-wei († 232), Schi-huang-tis mutmaßlichen Vaters und genialen Ratgebers, das Lü-schi-tsch'un-ts'iu, das unmittelbar eine Synthese beider Religionen durchzuführen versuchte, um dem Einheitsstaat auch die Einheitsreligion zu geben. Zu dieser Gattung Literatur ist jedenfalls auch das bisher meist K'ung-tzes Enkel Tze-sze zugeschriebene, unter die konfuzianischen Klassiker gezählte Tschung-yung, »Innehalten der Mitte«, zu zählen, ein buntes Mosaik aus tauistischer Mystik und konfuzianischer Ethik, das sich selbst an mehreren Stellen deutlich als Erzeugnis der Ts'in-Zeit zu erkennen gibt und eine Verherrlichung Schi-huang-tis und seines Einheitsstaates darzustellen scheint.

Die Literatur wurde nun auch allgemein zugänglich gemacht durch Einführung einer Einheitsschrift. Lü Puh-weis Nachfolger Li Sze, der selbst eine reiche literarische Tätigkeit entfaltete, schaffte nebst vielen anderen Sondervorrechten der ehemaligen Feudalstaaten auch ihre Lokalschriften ab und führte die Schrift von Ts'in in ganz China als verbindliche Einheitsschrift ein. Im Gegensatz zu den noch stark bildhaften Formen der Tschou-Schrift ist diese bereits eine richtige Schreibschrift, was seinen Grund wohl in der gleichzeitigen Verbesserung des Schreibmaterials hatte. Im Jahre 220 erfand der General Mong T'ien den Haarpinsel, der nun an Stelle des alten Bambusgriffels trat, und damit wurden die Schriftzüge von selbst leichter und flüssiger. Als Abart

der gewöhnlichen Schrift erschien damals, wenn sie nicht gar schon älter ist, auch die Ts'au-schu, Grasschrift, eine stark abgekürzte, oft schwer lesbare Stenographie, die noch heute in der Korrespondenz allgemein gebraucht wird.

So war die Ts'in-Zeit eine durchaus revolutionäre Epoche, eine Periode, die alles umzugestalten, neu zu schaffen suchte und mit dem Alten wenig Umstände machte, wenn es ihren Bestrebungen im Wege stand. So sah die Ts'in-Zeit auch ein Ereignis, das noch heute dem Chinesen wohl als das Schrecklichste gilt, das sein oft geprüftes Land erlebte, die Vernichtung der alten Literatur.

Die reichen historischen Schätze, die großenteils auf ihnen aufgebaute philosophische Literatur der Konfuzianer und verwandter Richtungen waren eine unerschöpfliche Fundgrube für alle unzufriedenen Anhänger der alten Zeit, die den Thron mit zitatenreichen Eingaben überschütteten, um seine Politik wieder in die Bahnen des Altertums zu lenken. Als endlich gar ein ultrareaktionärer Gelehrter die Wiedereinführung des Feudalwesens beantragte, griff Schi-huang-ti auf Li Szes Rat, um die Quelle des Übels ein für allemal zu verstopfen, zu einer vielleicht beispiellosen Maßnahme. Um jede Erinnerung an den Feudalstaat der Tschou und Chinas gesamte Vergangenheit auszutilgen, ließ er 213 die gesamte historische und konfuzianische Literatur bis auf die Exemplare der kaiserlichen Bibliothek verbrennen und vierhundert protestierende Gelehrte hinrichten. Dieses grausame Vorgehen muß einen furchtbaren Riß in die gesamte Überlieferung der Chinesen gebracht haben. Obgleich die Dynastie Ts'in nur wenige Jahre später gestürzt wurde — Schi-huang-ti starb 209, und 206 endete sein Haus —, so ist doch außer den wenigen genannten Werken, die allmählich aus Hauswänden und Gräbern wieder zutage kamen, so gut wie nichts aus dem Altertum übrig geblieben. Denn zum Überfluß ging, als beim Kampf um die Hauptstadt der Ts'in der kaiserliche Palast abbrannte, auch die Staatsbibliothek zugrunde, in der sich die letzten Exemplare der vernichteten Werke befanden

— vielleicht ein noch schwererer Verlust, als die Bücherverbrennung selbst bedeutet hatte.

Aus dem Bürgerkrieg, der nach dem Sturz der Ts'in China durchtobte, stieg 202 die Dynastie Han (bis 220 n. Chr.) empor, und mit ihr begann eine doppelte, scheinbar widerspruchsvolle und doch in der Tat nach beiden Seiten hin sich ergänzende und notwendige Politik: die Han führten einerseits die von den Ts'in begonnene Zentralisation weiter durch und drängten die großen Familien durch immer weitergehende Demokratisierung der Verwaltung mehr und mehr in den Hintergrund; andererseits aber suchten sie äußerlich wieder an die Institutionen der Tschou-Dynastie anzuknüpfen und ihre Maßnahmen lediglich als Fortsetzung der Politik des Altertums erscheinen zu lassen. So trägt die Han-Zeit den Charakter einer Renaissanceperiode; vor allem wirkte ihre Literatur dahin, das Altertum wieder erstehen zu lassen und aus ihm für die Gegenwart zu lernen.

Die erste Aufgabe, die Chinas literarische Welt zu Anfang der Han-Periode vor sich sah, war die Wiederauffindung, Rekonstruktion und Interpretation der unter den Ts'in zerstörten Texte. Die philologischen Wissenschaften, zu denen Ansätze zwar auch vorher wohl schon gemacht worden waren, kamen so in Blüte. Zahlreiche Gelehrte bemühten sich um die literarische Wiedererweckung des Altertums. Fuh Scheng gab die erhalten gebliebenen Fragmente des Schu-king heraus; das Schi-king, das im Gedächtnis der Nation weiterlebte, wurde in seiner heutigen Gestalt zusammengestellt; das Tso-tschuan wurde schon bald nach dem Sturz der Ts'in in mehreren Exemplaren neu entdeckt; das Lun-yü in drei Exemplaren wiedergefunden. Das Tschou-li wurde von dem berühmten Liu Hin, einem der verdienstvollsten wie bestverleumdeten Philologen der Han-Zeit, den man mehrfach ganz grundlos der Fälschung alter, bestimmten politischen Richtungen unangenehmer Werke, besonders des Tschou-li und des Tso-tschuan, beschuldigt hat, in der kaiserlichen Bibliothek entdeckt und ediert.

Die alten Texte waren durchweg in längst abgekommenen Schriftarten abgefaßt, so daß bereits paläographische Studien zu ihrer Entzifferung und Übertragung in die gebräuchliche Schrift notwendig waren. So entstand die chinesische Paläographie, und mit ihr, da auch der Wortschatz und überhaupt die Sprache besonders der vorklassischen Schriften der lebenden Generation nur noch unvollkommen geläufig war, auch die ersten grammatischen und lexikalischen Arbeiten. Wir nannten bereits das Wörterbuch Erh-ya, das wohl aus dem Anfang der Han-Zeit stammt und zuerst alte Ausdrücke, schon nicht immer mehr ganz richtig, zu erklären versucht. Weit wichtiger ist das Schuoh-wen, das, 121 n. Chr. publiziert, ein systematisches Verzeichnis der Schriftzeichen nebst Erklärungen ihrer Formen bietet, die zwar manchmal seltsam rationalistisch, hier und da geradezu grotesk sind, aber doch die Grundlage für die gesamte paläographische Wissenschaft in China gelegt haben. Um diese Zeit entstand auch das erste chinesische Dialektwörterbuch, das Fang-yen, dessen Angaben für die Feststellung der Heimat der alten Literaturdenkmäler und für verwandte Fragen von besonderer Wichtigkeit sind. Auch dem Studium der Epigraphik, dem Sammeln und Entziffern der auf Stein und Erz eingegrabenen alten Inschriften, widmete man sich, und dank dem aufs Altertum gerichteten Blick der ganzen Zeit gewannen die archäologischen und antiquarischen Studien bereits damals die Bedeutung, die sie in der chinesischen Geistesgeschichte fortan in stets wachsendem Maße besessen haben.

Der so auf die Vergangenheit gerichtete Blick der Han-Zeit begünstigte natürlich auch in erster Linie die Geschichtschreibung, die nun aus den Trümmern der noch erhaltenen und geretteten Aufzeichnungen und Überlieferungen ihr erstes die gesamte Geschichte Chinas umfassendes Werk schuf, das großartige Schi-ki des Sze-ma Ts'ien, mit dem die wissenschaftliche Geschichtsforschung der Chinesen beginnt. Der Verfasser wurde, wahrscheinlich 163 v. Chr., als Sohn des Schi (Historikers und

Astrologen) Sze-ma T'an geboren, der selbst den Plan zu einem solchen Geschichtswerk faßte und auch bereits den Anfang davon niedergeschrieben hatte, als er 110 starb und sein Sohn, der in seine Stellung einrückte, die Fortsetzung des gewaltigen Unternehmens in die Hand nahm. Mit ihm trat die chinesische Geschichtschreibung in ein neues Stadium. Das gewaltige Material, das Sze-ma Ts'ien zu Gebote stand, die Distanz, die er bereits zu den Ereignissen gewonnen hatte, ermöglichten ihm, klarer und schärfer zu sehen als die Geschichtschreiber des Altertums, Zusammenhänge aus der großen Masse der Ereignisse herauszulösen und verbindende Fäden im Gewirr der Begebenheiten zu entdecken. In manchem hält sich Sze-ma zwar noch an Muster des Altertums, so folgt er z. B. mit Vorliebe der chronologischen Erzählungsweise der Annalen, ja häufig schreibt er seine Vorlagen direkt aus, wie der Titel seines Werkes, Schi-ki, geradezu »Berichte der Historiker (der Staaten des Altertums)« bedeutet. Aber gewaltiger ist der Unterschied, der seine Geschichtschreibung über die früherer Zeiten erhebt. Waren die älteren historischen Darstellungen trotz hoher künstlerischer Vollendung im wesentlichen noch rein beschreibend, so sucht Sze-ma-Ts'ien bereits nach den Zusammenhängen und Ursachen der Erscheinungen, und wie nahe er dabei unserer modernen Geschichtsauffassung bereits gekommen ist, läßt der Umstand erkennen, daß er schon in den wirtschaftlichen Faktoren die eigentlichen Triebkräfte der Geschichte nachzuweisen sucht. Völlig modern erscheint Sze-ma sodann darin, daß er nicht mehr lediglich Chronist der politischen Geschichte ist, sondern die gesamte Kulturgeschichte im weitesten Sinne ins Bereich seiner Betrachtungen zieht. Wirtschaft und Handel, Kunst und Literatur, Wissenschaft und Religion und alle übrigen Kulturgebiete werden im Schi-ki eingehendster Betrachtung gewürdigt. Für den Ausländer sind die ausführlichen Beschreibungen fremder Länder und Völker besonders interessant. Aber auch das Persönliche kommt nicht

zu kurz. Die Biographie ist sogar Sze-ma-Ts'iens besondere Stärke; Lebensbeschreibungen bedeutender Fürsten, Staatsmänner und Weisen nehmen im Schi-ki den breitesten Raum in Anspruch. Was aber das Schi-ki und die gesamte ihm folgende Geschichtschreibung der Chinesen vor allem wertvoll macht, ist ihre unbestechliche Wahrheitsliebe und unbedingte Zuverlässigkeit, die die chinesischen Geschichtswerke zur wertvollsten, fast unerreicht dastehenden Quelle für die Vergangenheit des fernen Ostens und fast ganz Asiens erhebt. Man sieht, daß der beliebte Vergleich zwischen Sze-ma-Tsien und Herodot äußerst unglücklich ist. Auf die Bezeichnung »Vater der Geschichte« hat Sze-ma nicht den geringsten Anspruch; die chinesische Geschichtschreibung ist über zwei Jahrtausende älter als er und war schon mehrere Jahrhunderte vor ihm zu künstlerischer, pragmatischer Darstellung gediehen. Von der Naivität und dem frommen Glauben Herodots, von dem wunderbaren und mystischen Element in seinen Berichten ist bei dem Chinesen gleichfalls kaum noch ein Hauch zu spüren. Sze-ma ist vielmehr als der Begründer einer wissenschaftlichen Geschichtsauffassung für China anzusehen und könnte als solcher viel eher mit einem unserer großen modernen Kulturhistoriker verglichen werden.

Die nächstbedeutenden historischen Leistungen der Han-Zeit sind ihre beiden offiziellen Geschichtswerke, das Ts'ien Han-schu, die Geschichte der früheren Dynastie Han, die bis 9 n. Chr. regierte, und das Hou Han-schu, die Geschichte der späteren Han-Dynastie, die nach einem kurzen Interregnum im Jahre 23 zum Throne gelangte. Auch diese sind, wie alle späteren amtlichen chinesischen Geschichtswerke, durchaus glaubwürdig. Denn bei ihrer Veröffentlichung ist, wie seither immer, das Prinzip befolgt worden, daß die Publikation dieser ausschließlich aus authentischen Dokumenten der sonst für jedermann unzugänglichen Archive zusammengestellten Werke erst geraume Zeit nach dem Sturze der betreffenden Dynastie erfolgte, so daß niemand mehr ein

Interesse an einer Entstellung der Tatsachen haben konnte. Verfaßt wurde das Ts'ien Han-schu von dem auch als Dichter berühmten Pan Ku († 92); den Abschluß erhielt es aber erst durch seine Schwester, die gleichfalls als Dichterin und Gelehrte bekannte Pan Tschau. Das Hou Han-schu ist erst im 5. Jahrhundert von Fan Yeh geschrieben worden. Neben diesen offiziellen Geschichtswerken entstanden auch Privatarbeiten auf historischem Gebiet, die natürlich hier wie allerwärts nur mit vorsichtiger Kritik zu benutzen sind. Ganz aus dem Anfang der Han-Zeit stammt das Tschan-kuoh-tz'eh, die »Geschichte der kämpfenden Reiche«, die von einem unbekannten Verfasser in sehr geistreicher Weise geschrieben ist und eine Fülle scharfer Schlaglichter auf die späte Tschou- und die Ts'in-Zeit wirft. Aus späterer Zeit rührt das Si-king-tsah-ki, »Allerlei Denkwürdigkeiten aus der westlichen Hauptstadt«, her, das die Lokalgeschichte von Tsch'ang-ngan, der Hauptstadt der ersten Han-Dynastie, behandelt. Auch der historische Roman beginnt sich zu entwickeln und dem aus der offiziellen Geschichte verbannten romanhaften Element als Zuflucht zu dienen. Hierher scheint das dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert zuzuschreibende Wu-Yüeh-Tsch'un-ts'iu zu gehören, die »Geschichte« der südchinesischen Reiche Wu und Yüeh. Doch bilden auch diese geschichtlichen Romane für die Kulturgeschichte und, mit Vorsicht benutzt, selbst für die eigentliche Geschichte eine nicht zu verachtende Quelle.

Weniger Bedeutendes leistete die Han-Zeit auf philosophischem Gebiet; ihr nach rückwärts gewandter Sinn war geistigem Fortschritt wenig günstig. Das Bedeutendste ist hier, insbesondere von konfuzianischer Seite, in der Zusammenfassung und Kommentierung des aus der Tschou-Zeit Überlieferten geleistet worden. Bereits jetzt begann die Exegese der klassischen Schriften, deren Interpretation, wie man sie nun feststellte, für die große Mehrheit der Gelehrten und die Volksmasse bis zur Sung-Zeit und zum großen Teil bis heute maßgebend geblieben ist. Selbständige Denker

treten nur noch wenige auf. Der bedeutendste unter ihnen war wohl Yang Hiung (53 v. bis 18 n. Chr.), der zwar Konfuzianer ist, aber eine kritische Richtung vertritt. Dagegen geht Wang Tsch'ung (27—98), einer der selbständigsten Geister Chinas, in seinen unter dem Titel Lun-heng, »Kritische Erwägungen«, gesammelten Abhandlungen zwar von K'ung-tzes Standpunkt aus, gelangt aber in wichtigen Punkten zu völlig abweichenden Anschauungen. Ja, er tritt in unmittelbaren Gegensatz zu K'ung-tze und Mong-tze und setzt sich als ausgesprochener Materialist auch sonst mit den herrschenden Auffassungen in starken Widerspruch. Die Krönung der Philosophie der Han-Zeit bezeichnet das Li-ki, »Ritenbuch« — das vieldeutige Wort li bezeichnet zuerst das Opferzeremoniell, dann Ritual, Etikette, Sitte, Ethik, Religion im weitesten Sinne — ein Kompendium der Religion und Philosophie, das bis heute für den Chinesen ein wahrer Führer in allen Lebenslagen geblieben ist. Den Grundstock des Li-ki bildet eine Sammlung alter Ritualtexte, die der Gelehrte Tai Teh im ersten nachchristlichen Jahrhundert zusammenstellte und sein Vetter Tai Scheng später in anderer Gestalt herausgab; beide Ausgaben gehen unter dem Namen Ta Tai Li-ki und Siau Tai Li-ki, d. h. das Li-ki des älteren und das des jüngeren Tai. Im 2. Jahrhundert redigierte der Exeget Ma Jung diese Sammlungen nochmals und gab ihnen ihre heutige Gestalt. Nach einem bestimmten Plan ist das Li-ki nicht zusammengestellt worden; es bietet vielmehr im bunten Wechsel Abhandlungen über die Etikette des Alltags, die Riten bei Festen und Trauer, die Staatsregierung, das Schulwesen, die großen Opferfeiern; dazwischen kommt ein Kalender der Ts'in-Zeit und dann wieder Gespräche des Konfuzius — aber gerade dieser bunten Mannigfaltigkeit verdankt es wohl zum großen Teil sein Ansehen und jedenfalls seine kulturgeschichtliche Bedeutung; wie die alten Ritualbücher der Tschou ist auch das Li-ki eine unerschöpfliche Fundgrube für urzeitliche Sitten und Bräuche.

Die tauistische Philosophie weist zu Anfang der Han-Zeit noch einen bedeutenden Schriftsteller auf, Liu Ngan († 122 v. Chr.), gewöhnlich unter seinem Pseudonym Huai-nan-tze, d. h. »der Weise vom Lande südlich des Huai«, bekannt. Zwar ist er bereits viel mehr Kompilator und Nachempfinder als selbständiger Kopf; doch bieten seine Schriften auch vieles, was sich bei seinen Vorgängern nicht findet, und sind eine vorzügliche Quelle nicht nur für die Erkenntnis des Denkens und Empfindens der damaligen Zeit, sondern auch für die Beurteilung des indischen Einflusses, der, schon in den vorhergehenden Jahrhunderten bedeutend, sich nun in breitem Strome über China ergoß und das weltgeschichtlich bedeutungsvollste Erzeugnis indischen Geistes, den Buddhismus, mit sich führte.

Die Ts'in-Zeit hatte mit der Konsolidierung des chinesischen Reiches und dem inneren Frieden, den sie ihm brachte, Chinas Produktionskraft und zugleich seine Konsumfähigkeit gewaltig gehoben. China suchte neue Absatzmärkte für seine Erzeugnisse und bedurfte zugleich der Produkte ferner Länder; so entfaltete sich bald ein reicher Handelsverkehr auf den Straßen Innerasiens und auf dem Meere. Die beiden anderen großen Kulturkreise der damaligen Welt, Indien und das römisch-hellenistische Westasien, waren die besten Kunden und zugleich die größten Versorger des chinesischen Marktes, und mit ihren Gütern drangen ihre Geistesprodukte nach China vor. Und gerade der Buddhismus fand dort jetzt einen wohlbereiteten Boden. Als Schi-huang-ti Feudalismus und Markgenossenschaft mit einem Schlage beseitigte, hatte er wohl das Übel geheilt, an dem das alte China gelitten, aber dafür ein neues an seine Stelle gesetzt. Die Schaffung festen Privateigentums an Grund und Boden hatte zur Folge, daß bald der größte Teil des Landbesitzes von wenigen reichen Leuten zusammengekauft wurde und die große Masse der Bauernschaft, die wie noch heute mindestens neun Zehntel der Bevölkerung bildete, in drückendste Abhängigkeit und größtes Elend geriet. Dieses

Agrarproblem, dessen Folgen China während seines ganzen Mittelalters erschüttert und jede Dynastie zu Fall gebracht haben, gibt der chinesischen Geschichte für mehr als ein Jahrtausend den Charakter beständiger Unruhe und Unsicherheit und ist ganz wesentlich die Ursache dafür gewesen, daß sich Weltschmerz und Weltflucht in der Literatur des Mittelalters so auffällig offenbaren. Die große Rolle, die der Buddhismus im geistigen Leben der Chinesen während dieser ganzen Epoche spielen konnte, erklärt sich aus diesen Verhältnissen ebenso wie seine relativ geringe Bedeutung im neuzeitlichen China, das die Agrarfrage gelöst und damit der buddhistischen Gemütsstimmung in der Hauptsache den Boden entzogen hatte.

Der Buddhismus ist weit früher nach China gekommen, als man gewöhnlich annimmt. Vielleicht schon 217, jedenfalls 120 v. Chr. wird von der Anwesenheit buddhistischer Mönche in China berichtet, und als Kaiser Han Ming-ti 63 n. Chr. eine buddhistische Mission nach China berief, gab es in Honan bereits buddhistische Klöster, so daß der Schritt des Kaisers wie gewöhnlich nur die offizielle Sanktion eines längst bestehenden Zustandes bezeichnete. Alsogleich begannen auch die Übertragungen buddhistischer Schriften ins Chinesische, von indischen Mönchen im Verein mit chinesischen Literaten unternommen, und damit setzte auch die Einwirkung des Buddhismus auf den chinesischen Volksgeist ein, besonders auf den schon ganz von indischer Weltanschauung durchtränkten Tauismus.

Der Tauismus war unter den Ts'in, die den Konfuzianismus als religiöse Stütze des alten Reiches blutig verfolgten, für eine kurze Zeit Staatsreligion gewesen, aber von den Han, die wieder ans Altertum anknüpften, zu seiner früheren Ohnmacht herabgedrückt worden. Mehr und mehr wurde er nun zur Religion der unterdrückten leidenden Volksmassen; die vielen Geheimsekten, die im Mittelalter entstanden, segelten größtenteils unter tauistischer Flagge, und oft genug traten tauistische Kreise in stille oder offene

Opposition gegen den Staat, wie denn die tauistische Kirche zu Anfang des 2. Jahrhunderts selbst aus Aufständen gegen die Dynastie Han geboren wurde. Schon von Anfang an waren diese religiös-politischen Bewegungen mit buddhistischen Ideen verquickt und wurden von buddhistischen Elementen unterstützt, und so sind denn in den Schriften der Tauisten des frühen Mittelalters schon buddhistische Gedankengänge und Ausdrücke gang und gäbe, wie sich auch der chinesische Buddhismus von Anfang an der tauistischen Terminologie für die Wiedergabe indischer Worte bedient.

Im Zeichen des Buddhismus und der von ihm ausgehenden pessimistischen Stimmung steht augenscheinlich auch bereits mehr oder minder die Poesie der Han-Zeit, die sich unter dem überwältigenden Eindruck der Elegien von Ts'u noch lange in den von K'üh Yüan gewiesenen Bahnen hielt. Jedoch begannen an Stelle der freien Rhythmen nach und nach regelmäßiger gebaute Verse zu treten, unter denen der fünf- oder siebenfüßige mit ghaselischer Reimbindung, wie ihn der große Dichter Mei Scheng († 140 v. Chr.) zuerst anwandte, allmählich mehr und mehr bevorzugt wurde. Unter den Dichtern der ersten Han-Dynastie ragt ferner Sze-ma Siang-ju († 122 v. Chr.) hervor, durch sein abenteuerliches Leben nicht minder bekannt als durch seine poetischen Schöpfungen; sodann Kaiser Han Wu-ti (140—87), die Prinzessin Si-kün, seine Zeitgenossin, und etwas später die Hofdame Pan Tsieh-yü, die alle auf dem Gebiet der Elegie ihr Bedeutendstes leisteten. Aus der Zeit der zweiten Han-Dynastie sind besonders Pan Ku und seine Schwester Pan Tschau bekannt; Pan Kus Dichtungen haben allerdings mehr archäologischen und antiquarischen als wirklich dichterischen Wert. Eine andere Literaturgattung, die mit der Han-Zeit aufkommt, ist das Essay und der künstlerisch stilisierte Brief; manche Stücke der Han-Zeit gelten noch heute als Muster für diese Art des Stiles.

Die Sprachform, deren sich die Han-Zeit nach Sze-ma Ts'ien, der noch zu den klassischen Autoren rechnet, bedient, ist das soge-

nannte nachklassische Chinesisch, das der klassischen Sprache eng angeschlossen ist, sie aber in besonderer Weise weitergebildet hat. Größere Ausführlichkeit der Ausdrucksweise, umfassendere Periodenbildung, eine sich mehrende Zahl zusammengesetzter Ausdrücke charakterisieren sie. Einen wesentlichen Schritt zur Förderung und Verbreitung der Literatur bedeutete die in die Han-Zeit fallende Erfindung des Papiers. Da sich die Schreibmaterialien der alten Zeit, Holz, Bambus und Seide, immer mehr als unzureichend zeigten und eine Art Papier aus Seidenabfällen, das man seit Ausgang des Altertums zu bereiten verstand, sich als zu kostspielig erwies, erfand im Jahre 105 n. Chr. der Ackerbauminister Ts'ai Lun die Kunst, aus Holz, Netzen und Lumpen Papier herzustellen — eine Erfindung, die im 8. Jahrhundert durch in der Schlacht von Samarkand gefangene chinesische Papierarbeiter zu den Arabern und von dort auch nach Europa gelangte.

Nachdem die Han-Dynastie den fortwährenden Bauernaufständen erlegen war, zerfiel das Reich in Stücke, die teils von emporgekommenen Generalen und anderen Abenteurern, teils von fremden Barbaren, die über die kaum noch verteidigte Grenze nun scharenweise eindrangen, beherrscht wurden. Immerfort wechselte die politische Konstellation, die ökonomischen Verhältnisse verschlechterten sich mehr und mehr, trotzdem verschiedene der kurzlebigen Dynastien versuchten, die Verteilung des Ackerlandes durch Reformen erträglicher zu gestalten. Die Literatur spiegelt die Unruhe und Unsicherheit dieser Zeit des 3. bis 6. Jahrhunderts wider. Große Werke sind kaum geschaffen worden, abgesehen von historischen Arbeiten über die Geschichte der verschiedenen Dynastien, unter denen das San-kuoh-tschi, die Geschichte der nach dem Fall der Han auf chinesischem Boden entstandenen drei Reiche Nord-, Süd- und West-China, einen besonderen Platz beansprucht. Die konfuzianische Philosophie beschränkte sich im wesentlichen auf Kommentierung und Auslegung der alten Schriftsteller. Die geistige Führung der chine-

sischen Nation lag in dieser Zeit entschieden überwiegend in den Händen der Tauisten und Buddhisten, deren Geistesanschauung dieser trüben Zeit besser entsprach. Der Tauismus weist daher auch jetzt noch mehrere bedeutende Autoren auf, so im 4. Jahrhundert Ko Hung, unter seinem Schriftstellernamen Pau-p'oh-tze bekannt, und im 6. Jahrhundert Wang T'ung (Wen-tschung-tze), die freilich mehr als Sammler und Ausdeuter volkstümlichen Aberglaubens und indischer Mystik denn als wirkliche Denker bemerkenswert sind, aber immerhin zeigen, daß der Tauismus damals noch eine hervorragende geistige Macht war. Der Buddhismus, mit dem Tauismus trotz häufiger Rivalität eng liiert und zu geistiger Gemeinschaft verbunden, gewann in der chinesischen Literatur nun auch dadurch selbständige Bedeutung, daß seine heiligen Schriften nach und nach vollständig ins Chinesische übertragen wurden. Schon die ersten nach China gelangten indischen Mönche hatten in richtiger Erkenntnis der Bedeutung, die das geschriebene Wort in China besitzt, mit solchen Übersetzungen begonnen. Seit dem 4. Jahrhundert, da der berühmte Übersetzer Kumaradschiva seine Tätigkeit begann, wurde allmählich der ganze Tripitaka, die Sammlung der kanonischen Schriften des Buddhismus, in chinesischer Sprache herausgegeben. Auch die selbständige literarische Produktion der chinesischen Buddhisten setzte alsbald ein; besonders begannen chinesische Mönche ihre seit dem vierten Jahrhundert üblich werdenden Pilgerfahrten nach Indien zu beschreiben. Mehrere dieser Reiseberichte, die sogar in den San-ts'ang, die chinesische Version des Tripitaka, aufgenommen wurden, liefern wertvolles Material für die Kenntnis der Geschichte und Kultur des mittelalterlichen Indien. Das erste größere Reisewerk stammt von dem Geistlichen Fah-hien (um 400); etwa um 520 reisten und schrieben sodann die Pilger Huischeng und Sung-yün, während die T'ang-Zeit noch weitere, später zu nennende Werke dieser Art aufzuweisen hat. Sehr wichtig wurde die Bekanntschaft mit der buddhistischen Literatur, mit

dem Sanskrit und den Methoden der indischen Philologie sodann für die Entwicklung der sprachlichen Studien in China; in der Anordnung und Ausarbeitung der seither entstandenen Wörterbücher und grammatischen Werke, in einer neuen sinnreichen Methode der Wortanalyse, in einer neuen Art der Auffassung und Behandlung des Lautwesens zeigt sich der Einfluß der ja damals schon hochentwickelten indischen Grammatik.

So ward in dieser Zeit zwar nicht so sehr viel hervorragend Neues geschaffen, wohl aber auf dem Gebiete exegetischer Kleinarbeit ganz Erhebliches geleistet. Wenn wir heute imstande sind, die Quellen des chinesischen Altertums zu interpretieren, so danken wir das nicht zum geringsten Teil den Gelehrten der Han-Zeit und der ihr folgenden Jahrhunderte. Aber für größere eigene Schöpfungen war die Zeit doch nicht sehr günstig. Das zeigt sich vor allem auf dem Gebiet der Poesie, auf dem immer mehr die Kleinkunst vorherrscht. Die in der Dichtung der Han-Zeit noch überwiegenden langen Elegien in freiem Versmaß treten mehr und mehr in den Hintergrund gegenüber den kleinen Vierzeilern, die mit wenigen Worten, mehr andeutend als sie wirklich aussprechen, ein ganzes Stimmungsgemälde entfalten, gleich den Schöpfungen der chinesischen Maler, die ja auch immer sehr viel mehr sehen lassen, als sie wirklich darstellen. Vor allem ragen unter den Dichtern der Zeit T'au Yüan-ming (365—427) und Pau Tschau († 466) hervor; ersterer, dessen Dichtungen in den letzten Jahren durch die Übersetzungen von Anna Bernhardi auch in deutscher Sprache zugänglich sind, einer der bedeutendsten Poeten Chinas überhaupt, auch als Prosaschriftsteller berühmt. Aber auch in der Poesie beginnt jetzt schon das Schaffen nach alten Vorbildern, das für das ganze chinesische Geistesleben so charakteristische Nachempfinden und Zitieren klassischer Muster, ja bereits das Erklären und Kommentieren älterer Dichtungen; so sind schon in der Han-Zeit die Elegien von Ts'u von dem Dichter und Philologen Wang Yih eingehend kommentiert worden. Ebenso fing

man an, ausgewählte Dichtungen in besonderen Sammelwerken zu vereinigen; 530 gab Siau T'ung, ein Prinz der kurzlebigen Liang-Dynastie, die erste derartige Anthologie heraus, das umfangreiche Wen-süan, das außer Gedichten auch ausgewählte Prosastücke, Inschriften und ähnliches enthielt. Die Literatur wurde überhaupt wie stets eifrig von den verschiedenen Dynastien ohne Unterschied des Ursprungs gefördert; so zählten auch von der genannten Liang-Dynastie mehrere Kaiser selbst zu den ersten Lyrikern ihrer Zeit.

Die schöngeistige Prosaliteratur steht wie die Poesie im Zeichen der Kleinkunst; das mit Anspielungen und gelehrten Zitaten reichgezierte, nach klassischem Muster elegant gearbeitete Essay wird zu hoher Vollendung gebracht. Die für jedes hochgebildete Kulturvolk charakteristische Erscheinung, daß der Stil eines Werkes bedeutend mehr beachtet und geschätzt wird als sein Inhalt und für seine Wertschätzung und Beurteilung in letzter Linie ausschlaggebend ist, zeigt sich in China schon damals in aller Schärfe.

Endlich hatte sich China durch die inneren Wirren so sehr erschöpft, daß es einem erfolgreichen Heerführer gelang, die letzten Dynastien zu beseitigen und ganz China unter seiner Herrschaft zu einen. Doch machte sein Geschlecht, die Sui, schon nach wenigen Jahrzehnten dem Hause T'ang Platz, das nun dreihundert Jahre lang seine glanzvolle Herrschaft ausübte. Im Innern geeint, vermochte das Reich seine Macht- und Kultursphäre nun wieder auszudehnen. Schon im 7. Jahrhundert reichte es, weiter als zur Han-Zeit, bis zum Kaspischen Meere und unterhielt rege diplomatische und kulturelle Beziehungen zum oströmischen Reiche wie zum arabischen Kalifat. Allerdings vermochten auch die T'ang nicht, die Agrarfrage befriedigend zu lösen; so waren bald wieder Verelendung der Bauernschaft, Aufstände im Innern und Konflikte nach außen das Kennzeichen auch dieser Periode. Aber nichtsdestoweniger entfaltete, zum Teil gerade im Zusammenhang mit diesen Übelständen, die chinesische Kultur besonders auf dem Gebiete der Kunst und Literatur ihre glänzendste Blüte, die nach

dem eigenen Urteil der Chinesen weder vorher noch nachher je erreicht worden ist.

Vor allem ist die Poesie, an die man beim Namen der T'ang unwillkürlich denkt, unter dieser Dynastie zu unerreichter Vollendung gediehen. Die formalen Vorzüge der dank ihrer für die poetische Ausdrucksweise unvergleichlich geeigneten Sprache aufs feinste ausgebildeten chinesischen Verskunst vereinen sich hier mit einer aufs höchste getriebenen Verfeinerung der Empfindung, wie sie auf europäischem Boden erst in der allerletzten Zeit erreicht worden ist und vielleicht auch jetzt noch nicht gefühlt werden könnte, wenn nicht, ganz wie in der bildenden Kunst, eben das Vorbild des fernen Ostens hier auf die abendländische Geistesentwicklung befruchtend und fördernd eingewirkt hätte. Als die ersten der großen T'ang-Dichter gelten unbestritten Li T'ai-poh (698—762) und Tu Fu (712—770). Der erstere, dessen Name durch zahlreiche Übersetzungen — ins Deutsche haben u. a. Alfred Forke und Otto Hauser eine größere Anzahl seiner Dichtungen übertragen — auch in Europa zu den bekanntesten der chinesischen Literaturgeschichte gehört, ist einer der klarsten, einfachsten und anschaulichsten Poeten Chinas. Eigentlich sind dies Eigenschaften, die der literarische Feinschmecker dort nicht eben hoch einschätzt; nur ein wirklicher Genius konnte mit derlei Absonderlichkeiten noch in der T'ang-Zeit zu literarischer Unsterblichkeit gelangen. Seine internationale Berühmtheit verdankt er freilich gerade dieser Marotte. Die meisten Gedichte Li T'ai-pohs, darunter seine besten, sind kleine Vierzeiler, in die er eine Fülle von Gefühl und Stimmung gebannt hat; als Beispiel dieser verfeinertsten Art chinesischer Dichtkunst möge hier eine seiner berühmtesten Schöpfungen im transkribierten Original und der ausgezeichneten Übersetzung von Otto Hauser folgen:

tschuang ts'ien ming yüeh-kuang,
i schi ti schang schuang.
kü t'ou wang schan-yüeh,
ti t'ou sze ku hiang.

»Vor meinem Bette lichter Mondenglanz,
Als überdecke Reif den Boden ganz.
Das Haupt erheb' ich, schau' zum hellen Mond,
Senk' es und denke meines Heimatlands.«

Eines vermag freilich auch die beste Übersetzung nicht wiederzugeben: die Anschaulichkeit der chinesischen Schriftzeichen, die das Gesagte zugleich dem Auge unmittelbar im Bilde vorführen.

Außer durch solche Stimmungsgemälde ist Li T'ai-poh vorzüglich durch Trinklieder, die oft in ihren leichten Worten einen tiefen philosophischen Sinn bergen, und auch durch seine Balladen, ein in der chinesischen Dichtung sonst nicht allzu häufiges Genre, berühmt. Dem europäischen Leser weit fremdartiger, aber von manchem chinesischen Literaten vielleicht geschätzter ist Tu Fu, der nicht so allgemeinverständlich, allgemeinmenschlich zu erfassen ist wie Li T'ai-poh, aber dafür literarischer, gelehrter, weit mehr dem kultivierten Sinn verwöhnter Leser schmeichelt. Mehr als bei Li T'ai-poh, mit dem er übrigens eng befreundet war, tritt in seinen Gedichten der charakteristische Zug zur Schwermut zutage; der Leichtsinn, mit dem jener sich immer wieder über Unglück und Sorge hinwegzusetzen weiß, fehlt ihm. Dem Elend seiner Zeit, den Leiden des ausgesogenen Bauern, des von Heimat und Familie gerissenen Soldaten, der unglücklichen verlassenen Frau hat er oft ergreifenden Ausdruck verliehen.

Als dritter Genius unter den T'ang-Dichtern gilt Poh Kü-yih (772—846), bei dem ein starker Zug zum Buddhismus hervortritt, der auch bei vielen andern T'ang-Dichtern deutlich zu bemerken ist und ja überhaupt das Geistesleben dieser Epoche in hohem Grade bestimmt. Andere huldigen mehr tauistischem Mystizismus, so der letzte große T'ang-Dichter Sze-k'ung T'u (834—908), der der Philosophie des Tauismus in dunkeln Worten poetischen Ausdruck lieh. Im wesentlichen aber ist der Charakter gerade der T'ang-Poesie ziemlich einheitlich; die Not der Zeit ergriff alle Kreise so stark, daß sie dem ganzen literarischen Schaffen mehr

oder minder deutlich ihren Stempel aufdrückte, ob es ihr unmittelbar Ausdruck lieh oder sich vor ihr zu betäuben suchte. Darum trägt die T'ang-Poesie, im Gegensatz zu einem großen Teile der späteren chinesischen Lyrik, so sehr das Gepräge persönlichen Erlebens, und ebendaher auch ihre hohe künstlerische Vollendung, die sie bis heute als vorbildlich für alles dichterische Schaffen gelten läßt. Die dreihundert besten Dichtungen der T'ang-Zeit sind in einer besonderen Sammlung, den T'ang-schi, »T'ang-Liedern«, vereinigt, deren gründliches Studium immer noch als unerläßliche Vorbedingung für eignes poetisches Schaffen gilt.

Neben der Dichtkunst tritt fast zurück, was die T'ang-Zeit in andern Zweigen der Literatur aufzuweisen hat, obgleich es durchaus nicht wenig noch minderwertig ist. Die konfuzianische Philosophie, die Buddhismus und Tauismus, diese beiden großen Rettungsanker der im Elend versinkenden Volksmassen, als geistige Macht in den letzten Jahrhunderten stark in den Hintergrund geschoben hatten, stand nun, da jene Rivalen sich den sozialen Übelständen gegenüber als machtlos erwiesen, wieder auf und drängte sie langsam zurück. In Han Yü (768—824) erstand dem Konfuzianismus wieder ein Vorkämpfer, der auf die für die Volkswirtschaft wie die Moral, die Familie wie den Staat gleich bedrohliche Propaganda des Buddhismus hinwies und, wenn er auch selbst sein mutiges Auftreten mit dem Exil büßen mußte, doch dem konfuzianischen Geist den Weg brach, auf dem er zum Siege über den Buddhismus schreiten sollte.

Je trauriger die ökonomische Lage namentlich der Landbevölkerung unter den T'ang wurde, um so größer wurde die Rolle, die der Buddhismus als geistige Macht gewann. Seine eigene literarische Produktion blieb zwar im wesentlichen auf Übersetzungen mit Kommentaren beschränkt; daneben sind nur noch die Reiseberichte einiger Indienfahrer von Belang, der bekannteste unter ihnen der Mönch Hüan-tsang († 664), der 629—645 in Zentralasien und Indien reiste und eine so genaue Reisebeschreibung

lieferte, daß sie den archäologischen Forschungen Marc Aurel Steins in Turkestan direkt als Grundlage dienen konnte. Von späteren Reisenden sind noch I-tsing zu nennen, der um 680 in Indien und Indonesien reiste, und Wu-kung, der sich um 760 als einer der letzten chinesischen Indienpilger in Kaschmir aufhielt. Indessen wirkte der Gedankenkreis der buddhistischen Jenseitsreligion, wie uns schon das Beispiel der Poesie gezeigt hat, außerordentlich stark auf das Denken und literarische Schaffen ein, und ihre Bedeutung wäre wohl noch größer geworden, wenn sich nicht die Gefährlichkeit des Buddhismus als sozialen Faktors in bedrohlicher Weise gezeigt hätte. Zu Zehntausenden strömten die Bauern, um dem immer härter werdenden Druck durch Fron und Steuer zu entgehen, in die buddhistischen Klöster, die so dem Lande eine ungeheuere Zahl produktiver Arbeitskräfte entzogen und eine ernste Gefahr für die Volkswirtschaft wurden, außerdem viel sittliches Ärgernis gaben und obendrein noch vielfach Brutstätten für politische Verschwörungen darstellten. Seit dem 9. Jahrhundert kam es daher zu scharfen Maßnahmen gegen den Buddhismus und zu wiederholten Austreibungen der Mönche. Den Kern des Übels berührte solches Vorgehen zwar nicht; aber es tat der fremden Lehre doch so viel Abbruch, daß der Konfuzianismus, als er mit zunehmender Gesundung der sozialen Verhältnisse zur ausschließlichen Herrschaft über die Geister strebte, seine Rivalen mit leichter Mühe aus dem Felde schlagen konnte. Neben dem Buddhismus entfalteten zur T'ang-Zeit auch andere ausländische Religionen in China eine eigenartige literarische Tätigkeit, so der Nestorianismus, der Manichäismus, der Parsismus, vielleicht auch schon der Islam; erst in den letzten Jahren haben uns literarische Funde in den Stand gesetzt, einen Einblick in das Schrifttum dieser Sekten und seine vielleicht nicht ganz geringe Bedeutung für die chinesische Gedankenwelt zu erhalten.

Philologie und Geschichtschreibung haben während der T'ang Zeit manches, wenn auch nicht gerade Epochemachendes geschaffen.

Mehrere Wörterbücher, wie das Tschih-yün, das Kuang-yün, sind noch heute im Gebrauch. Für die astronomische, medizinische und naturwissenschaftliche Literatur war, wie schon vorher, Indien vielfach vorbildlich und anregend. Endlich werden der T'ang-Zeit, indes zweifellos mit Unrecht, die Anfänge einer Literaturgattung zugeschrieben, die in Wirklichkeit in graue Vorzeit zurückgeht, des Dramas.

Die gewöhnliche Annahme ist, daß dramatische Aufführungen erst unter dem T'ang-Kaiser Hüan-tsung (713—755), in dessen »Birnbaumgarten« eine Schauspielschule ins Leben gerufen wurde, bekannt geworden seien. Aber daß eine so hochentwickelte Kultur wie die chinesische vorher die dramatische Kunst nicht gekannt haben sollte, die doch schon vielen primitiven Völkern ganz geläufig ist, wäre schon völkerpsychologisch mehr als unwahrscheinlich, und in der Tat lassen uns quellenmäßige Nachrichten erkennen, daß das Drama in China genau so urzeitlich ist wie anderwärts. Es hat sich aus den bei festlichen Gelegenheiten aller Art, bei Krieg und Jagd, bei Opfer und Gelage inszenierten Tänzen entwickelt, in denen man vorher im Spiel darstellte, was sich nachher zutragen sollte, um so auf magische Weise das Geschick günstig zu lenken, und nachher seiner Freude mimischen Ausdruck verlieh. Zu diesen Tänzen sang man Wechselgesänge mit Rede und Gegenrede, wie solche uns anscheinend in mehreren Liedern des Schi-king noch erhalten sind, so daß das China der Urzeit auch hierin das Leben andrer primitiver Völker geführt hat. Aus Südchina sind uns Texte solcher Dramen religiösen Charakters, wie sie auch K'üh Yüan im 3. Jahrhundert v. Chr. bearbeitete, mehrfach überliefert, und bereits aus dem Jahre 545 v. Chr. haben wir eine Notiz, nach der bei den Tempelfesten, ganz ähnlich wie im alten Hellas, nach den ernsten Schaustellungen eine Burleske von den Stallknechten aufgeführt wurde. Das zeigt also, daß die dramatische Kunst der T'ang-Zeit nicht einen Anfang, sondern nur eine späte Etappe auf einem langen Wege bedeutet. Auch die Han-Zeit

hatte ihre Singspiele, die bereits mit einem umfangreichen szenischen Apparat aufgeführt wurden und vielleicht kompliziertere Bühneneinrichtungen voraussetzen lassen, als sie das heutzutage an Einfachheit unserer modernsten Schaubühne ebenbürtige — vielleicht für sie vorbildlich gewordene? — chinesische Theater jetzt bietet.

Außerdem kennen die Chinesen schon seit alters verschiedene Arten der Figurenbühne, die wohl das Bestehen einer wirklichen dramatischen Kunst — die im übrigen auch schon durch das Vorhandensein eines sogar erblichen Schauspielerberufes im alten China erwiesen wird — voraussetzen: nämlich das Puppentheater, das Schattentheater und das Automatentheater. Das Puppentheater ist bereits sehr alt und stammt ursprünglich vielleicht aus Zentralasien; jedenfalls ist es von dort und später auch von Indien und Griechenland her stark beeinflußt worden. Griechischen Einfluß verrät schon das chinesische Wort für Marionette, kuei-lei, in alter Aussprache kuk-li, das in dem Zigeunerwort kukli wiederkehrt und auf den ursprünglich aus Indien stammenden griechischen Ausdruck *κοῦκλα* »Puppe« zurückgeht. In China scheint das Puppenspiel anfangs dazu gedient zu haben, bei den Trauerfeierlichkeiten die Lebensgeschichte des Verstorbenen darzustellen. Vielleicht hängt es hier mit der alten Sitte, dem Toten bewegliche Puppen aus Holz oder Stroh mit ins Grab zu geben, irgendwie zusammen; ja, da diese Puppen nichts weiter sind als Ersatzmittel für wirkliche, lebende Opfer, so möchte man fast den Schluß ziehen, ursprünglich sei das Totendrama am Grabe von den Sklaven, die ihrem Herrn in die Gruft folgten, wirklich agiert worden!

Auf welche Weise sich das Puppentheater in China von seinem ursprünglichen Charakter fort zu einer Volksbelustigung entwickelt hat, die es schon in der Han-Zeit zu werden begann, steht im einzelnen noch nicht fest. Mit ihm hängt wohl das Automatentheater zusammen, das vermutlich ebenfalls griechischer Herkunft ist und schon bei Lieh-tze im 5. Jahrhundert v. Chr. als eine zen-

tralasiatische Volksbelustigung erwähnt wird. Dagegen ist das Schattenspiel möglicherweise auf chinesischem Boden entstanden, obgleich auch bei ihm fremde, in diesem Falle indische Herkunft wahrscheinlicher ist. Es wird zuerst zur Han-Zeit genannt und diente damals den — vielfach mit indischen Fakirtricks arbeitenden — tauistischen Magiern dazu, in ihren Zaubervorstellungen die »Schatten« der Abgeschiedenen erscheinen zu lassen. So gewann ein solcher Zauberer das Herz Kaiser Han Wu-tis, indem er ihm das täuschend nachgeahmte Bild seiner verstorbenen Geliebten per Laterna magica hinter einem Vorhang erscheinen ließ. Nach der Han-Zeit ist für lange Zeit nichts mehr vom Schattenspiel in China zu hören, bis es dann gegen Ende des Mittelalters, unter den Sung, wieder als Volksbelustigung zum Vorschein kommt. Die gegenseitige Beeinflussung des chinesischen, indischen und türkischen Schattenspiels scheint ziemlich stark gewesen zu sein, wenn auch im einzelnen noch nicht festzustellen ist, wieviel die drei großen Gebiete dieser Kunst sich gegenseitig verdanken. Die auch heute noch beliebte Schattenbühne hat es zu hoher künstlerischer Vollendung gebracht und zeichnet sich im Gegensatz zur Schaubühne auch durch reiche szenische Ausstattung aus.

Wenn so auch das hohe Alter des chinesischen Dramas feststeht, so sind wir über seine Entwicklung im einzelnen doch noch sehr wenig unterrichtet. Texte eigentlicher Bühnenstücke sind, bis auf die angeführten Spuren aus dem Altertum, denen sich noch kleine Stücke wie die im Wechsel gesungenen »Sargzieherlieder« der Han-Zeit anreihen, nicht erhalten; auch aus der T'ang-Zeit liegen solche bis jetzt nicht vor.

Eine Erfindung, an Wichtigkeit nur der des Papiers vergleichbar, muß für den Aufschwung und die Verbreitung der Literatur unter den T'ang von außerordentlicher Bedeutung gewesen sein: der Buchdruck. Ein Vorläufer von ihm reicht bereits in die Han-Zeit zurück: die Papierabklatsche, die man seit 175 n. Chr. von den in Stein gehauenen Klassikern zu nehmen pflegte. Wahr-

scheinlich im 4. oder 5. Jahrhundert wurden dann auch solche Abklatsche von Holzplatten genommen, und unter den Sui, im Jahre 594, wird zum erstenmal der Druck eines größeren Werkes mit Holzplatten erwähnt. Schon bald muß die Kunst auch nach Korea und Japan gelangt sein. Ein japanischer Druck vom Jahre 770, ein in angeblich einer Million Exemplaren gedrucktes buddhistisches Gebet, von dem noch zahlreiche Stücke erhalten sind, davon eins im Leipziger Schriftmuseum, galt lange als ältestes auf uns gekommenes Presseerzeugnis des fernen Ostens, bis Marc Aurel Stein vor wenigen Jahren in Innerasien chinesische Drucke auffand, die noch mehrere Jahrzehnte weiter zurückreichen. Welche Rolle der zuweilen als Popularisator der Drucktechnik genannte, bedeutend spätere Gelehrte Feng Tau (881—954) angesichts dieser allgemeinen Verbreitung des Druckes gespielt haben mag, ist unklar; vielleicht war er Erfinder eines verbesserten Verfahrens. Wenig Verbreitung gewann dagegen eine andere Vervollkommnung, die in China 400 Jahre früher gemacht wurde als in Europa, der Druck mit beweglichen Lettern. Erfunden wurde dies Verfahren 1041 von einem Schmied namens Pi Scheng, der solche Typen zuerst aus Ton, dann aus Metall herstellte. In Korea bürgerte sich diese Erfindung bald ein; sie erhielt sich hier bis auf die Gegenwart und wurde etwa im 16. Jahrhundert auch nach Japan übertragen. In China selbst ist sie dagegen sehr lange nicht heimisch geworden; erst in neuester Zeit hat sie mit dem Aufkommen einer periodischen Tagesliteratur unter europäischem Einfluß allgemeinere Verbreitung gefunden.

Die Dynastie T'ang fiel zu Anfang des 10. Jahrhunderts wie all ihre Vorgänger. Die Agrarfrage blieb ungelöst, das allgemeine Elend führte zu immer neuen Unruhen, die endlich das ganze Reich in Flammen aufgehen ließen und seinen Zerfall, ja seine teilweise Auslieferung an barbarische Stämme herbeiführten. Ein halbes Jahrhundert lang war China wieder geteilt; fünf Dynastien folgten sich in schnellem Wechsel, bis 960 das Haus Sung das

Reich wieder einte und damit eine neue Blüteperiode begann, die endlich auch den Kern aller Übel des mittelalterlichen China beseitigen sollte, das Agrarproblem. Nachdem es sich zu Anfang der Sung-Zeit in seiner ganzen Schwere gezeigt hatte und mehrere radikale Versuche zu seiner Lösung gescheitert waren, wurde endlich im 12. Jahrhundert ein Weg gefunden, der dem Großgrundbesitz ein Ende machte, der ganzen Bevölkerung zu Land und Brot verhalf und damit die soziale Frage für China im großen löste. Mit dem Aufhören der sozialen Kämpfe, die der ökonomische Ausgleich nach sich zog, begann aber auch das Aufhören des geistigen Fortschritts, die Erstarrung in all den Zweigen geistigen Schaffens, die nicht gerade die Erforschung des Altertums zum Gegenstand hatten. Mit der Sung-Zeit beginnt die Neuzeit Chinas, charakterisiert durch Konvention und Stagnation.

Freilich zeigte sich das alles nicht sofort. Vielmehr ist gerade der Anfang der Sung-Periode durch ein neues Aufblühen der so lange fast nur vom Alten zehrenden Philosophie gekennzeichnet. Zuerst mußte ja doch auch für die sich nun völlig verändernden Verhältnisse eine neue geistige Einstellung gefunden werden, mußte der nun zum Siege schreitende Konfuzianismus sich alles einverleiben, was seine Rivalen Brauchbares, dem Volksganzen Dienliches besaßen. Daß besonders der Tauismus dazu manches beisteuern konnte, lag wohl in den politischen Verhältnissen der Sung-Zeit unmittelbar begründet. Denn nicht lange herrschten die Sung über ganz China; ihre Versuche, die zur Zeit der ihnen vorausgehenden »Fünf Dynastien« in Nordchina eingedrungenen Tungusenstämme zu vertreiben, verliefen unglücklich, und bald sah die Dynastie ihre Herrschaft im wesentlichen auf den Süden des Reiches beschränkt. Der Süden aber war, wie wir früher sahen, die alte Hochburg des Tauismus und der ihm günstigen Geistesrichtung; kein Wunder, daß diese in der Philosophie der Sung-Zeit so stark in den Vordergrund tritt.

Die Versuche, für die neuen Verhältnisse eine Grundlage im

Altertum zu finden, begannen bezeichnenderweise damit, daß man eine solche in dem Werke suchte, das sowohl Konfuzianern wie Tauisten ein heiliger Klassiker war, das durch seinen uralten Ruf als Orakelbuch in allen Volkskreisen höchstes Ansehen genoß und endlich durch die Unbestimmtheit seines Inhalts sich jeder Interpretation bereitwillig fügte, dem Yih-king. Mit Recht hat man gesagt, daß die Bedeutung des Yih-king für die chinesische Geistesgeschichte gar nicht in seinem Texte und dessen alten Kommentaren liege, sondern in dem, was die Denker der Sung-Zeit in ihm gelesen und aus ihm gedeutet haben. Natürlich war das Yih-king nur der Anknüpfungspunkt, von dem die eigenen Ideen der Sung-Gelehrten ihren Ausgang nahmen. In Wirklichkeit bedeuten sie, so sehr sie auf Schritt und Tritt an Gedanken des Altertums, an Aussprüche der Klassiker anknüpfen, etwas, was vorher noch nicht entstehen konnte, wenngleich dieselbe Tendenz sich auch im Schrifttum der Ts'in-Zeit erkennen läßt: die Vereinigung von allem, was die vielen widerstreitenden Geistesströmungen Wertvolles und für Chinas Zukunft Verwendbares geschaffen hatten. So ist die Sung-Zeit wieder eine Periode des ausgesprochensten Synkretismus, dessen Schöpfung für die nächsten 700 Jahre der chinesischen Geschichte von Dauer und allein bestimmender Bedeutung sein sollte.

Sing-li, etwa »Naturphilosophie«, heißt die synkretistische Philosophie der Sung-Zeit; ein Name, der anzeigen soll, daß sie ihre Lehre auf der uralten, in China bis auf den heutigen Tag maßgebend gebliebenen Anschauung der Einheit von Natur und Gesellschaft, von naturgesetzlichem Geschehen und menschlichem Handeln begründet hat. Philosophisch suchte man diese Auffassung zu begründen durch eine monistische Einheitslehre, in der sich die älteren Auffassungen gegenseitig zu einer Einheit ergänzten. In der älteren chinesischen Philosophie hatte der Zwiespalt des wirtschaftlichen und sozialen Lebens seinen Widerschein in einer dualistischen Weltansicht gefunden; man wurde von der Tatsache

einer ursprünglichen wirtschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, die auch die Ursache für die in China noch jetzt so strenge Trennung der Geschlechter geworden ist, zu dem Glauben geführt, daß wie die Gesellschaft auch die Natur geordnet sei, daß die ganze Welt ihren Bestand einer Arbeitsteilung zwischen dem weiblichen und dem männlichen Naturprinzip, dem Yin und Yang verdanke. Je mehr dem Chinesen das Bestehen von Kontrasten im Leben bewußt wurde, je stärker die Gegensätze zwischen Nord und Süd, zwischen reich und arm, zwischen Besitz und Arbeit, zwischen Luxus und Armut, zwischen Konfuzianismus und Tauismus sich offenbarten, um so mehr gewann der Glaube an eine solche Teilung des Geschehens zwischen zwei feindlichen Mächten Raum. Als aber zur Sung-Zeit die Agrarreform die alten Gegensätze ausglich, als eine einheitliche, alles nivellierende Kultur ganz China zu einer gleichartigen Masse zu gestalten begann, da mußte auch der alte Dualismus überwunden werden. Er konnte nicht verschwinden — weder vermochten seine Ursachen trotz aller Abschwächung gänzlich aus der Welt geschafft zu werden, noch konnte diese dem chinesischen Bewußtsein durch soviel Generationen immer wieder eingeschärfte Idee plötzlich absterben — aber der Kontrast erfuhr seine Lösung in einer höheren Einheit; Yin und Yang erschienen jetzt als Ausstrahlungen eines über ihnen gebietenden Urprinzips, von dem sie nur zwei Seiten darstellten, des T'ai-kih, »Großen Gipfels«, großen Urprinzips, dessen Vorstellung die Lösung aller Zweifelsfragen wurde und die Krönung des monistischen Gedankengebäudes bildete, in dem das ökonomisch, gesellschaftlich und geistig geeinte China seine gegebene Weltanschauung fand.

Das Yih-king, in dem man wohl schon zur Tschou-Zeit — älter ist die Yin-Yang-Lehre in ihrer philosophischen Fassung augenscheinlich nicht, da sich die beiden Ausdrücke erst in Tschou-Texten in diesem Sinne gebraucht finden — die dualistische Weltanschauung ausgesprochen finden wollte, wurde nun auch für ihre

monistische Überwindung die gegebene Quelle. Die ersten, die dies in ihm fanden, waren Schau Yung (1011—1077), der das Yih zuerst in diesem Sinne kommentierte, und sein Sohn Schau Poh-wen (1057—1134), der das Werk seines Vaters fortsetzte. Den entscheidenden Schritt aber bezeichnen die Schriften des Tschou Tun-i (1017—1073) und seiner Schüler Tsch'eng Hau (1032—1085) und Tsch'eng I (1033—1107), in denen die neuen Lehren zuerst systematisch dargelegt und — was kaum weniger wichtig war — aus den klassischen Quellen begründet wurden.

Tschou-tzes Hauptschrift, das grundlegende Werk der ganzen Sung-Philosophie, ist das T'ai-kih-t'u, die »Tafel des Urprinzips«. In diesem kleinen Buch, das Georg von der Gabelentz 1876 ins Deutsche übersetzt hat, sind die Grundlehren der neuen Naturphilosophie in aller Klarheit auseinandergesetzt, wie auch ihre Anwendung auf das Gesellschaftsleben und ihre daraus sich ergebende moralische Bedeutung. Weiter ausgeführt sind Tschoutzes Gedanken in seinem nächstbedeutenden Werk, dem — 1881 von Wilhelm Grube ins Deutsche übertragenen — T'ung-schu, dem »Allgemeinen Buch«, einer kurzen Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften vom Standpunkte der Sung-Zeit aus. Neben diesen Gelehrten ist unter den Sung-Philosophen von besonderer Bedeutung noch Tschang Tsai (1020—1067), bei dem der synkretistische Grundzug der Sing-li-Schule in einer gewissen tauistisch-mystischen Verworrenheit der Gedanken wie der Ausdrucksweise nicht eben vorteilhaft hervortritt. Aber wirklich praktische Bedeutung erlangte die stille Gelehrtenarbeit all dieser großen Denker erst durch das Auftreten des Mannes, der ihre Lehren zum Gemeingut der chinesischen Nation, zur Norm der chinesischen Denkweise machte, des Tschu Hi.

Dieser überragende Geist, der als Philosoph, Philologe, Historiker, Nationalökonom, Politiker und Volkserzieher eine geradezu überwältigend reiche und wirksame Tätigkeit entfaltete und nächst K'ung-tze selbst vielleicht als der größte Sohn Chinas gelten darf,

ist — soweit man einem einzelnen Menschen, der ja schließlich doch immer nur der Exekutor einer historischen Notwendigkeit ist, eine solche Bedeutung zusprechen darf — der eigentliche Schöpfer des neuchinesischen Geistes gewesen, der als Neokonfuzianismus bis zu Anfang des 20. Jahrhunderts fast uneingeschränkt, wenn auch nicht ganz unangefochten, in China herrschte. Das äußere Leben des großen Mannes weist dabei kaum etwas Bemerkenswertes auf; 1130 in der südchinesischen Provinz Fuhkien geboren, erwarb er schon mit neunzehn Jahren den höchsten akademischen Grad und gab sich dann jahrelang dem Studium tauistischer und buddhistischer Lehren hin; ja er soll sogar eine Zeitlang buddhistischer Mönch gewesen sein. Sei dem wie es wolle, jedenfalls verlor er bald den Geschmack an diesen Spielereien und widmete sich, zugleich in die Beamtenlaufbahn eintretend, mit allen Kräften dem Studium der konfuzianischen Lehre und der Interpretation, die seine Zeitgenossen ihr gaben. Er stieg bis zur Stellung eines Präfekten auf und wurde zugleich durch seine Veröffentlichungen berühmt; eine Menge Schüler sammelte sich um ihn, mit denen er aufs regste arbeitete und publizierte. Durch zahlreiche Neider verdächtigt verlor er in seinen letzten Lebensjahren sein Amt und verbrachte seinen Lebensabend in stiller Zurückgezogenheit; 1200 starb er. Tschu His Bedeutung liegt nicht so sehr darin, daß er den Gedanken seiner Vorgänger wesentlich Neues hinzugefügt hätte, wie er sich denn auch selbst nur als Exponenten der Lehren des Tschou-tze betrachtete, sondern darin, daß er sie erklärte, freilich zum Teil auch weiterbildete, und ihre praktischen Konsequenzen zog. Vor allem aber wandte er ihre Grundsätze zur Erklärung der Klassiker an und schuf dadurch deren im wesentlichen bis heute maßgebend gebliebene Interpretation, die theoretische Grundlage seines neokonfuzianischen Systems, das er in seinen eigenen Schriften auseinandersetzte. In der Gestalt, in der Tschu Hi den Konfuzianismus erblickte, ist er recht eigentlich geistiger Gemeinbesitz der chinesischen Nation

geworden. Die Sittenlehre K'ung-tzes hat er in der sogenannten »Kleinen Lehre«, Siau-hioh, auseinandergesetzt; in den »Familienriten«, Kia-li, gibt er eine Zusammenstellung der im Alltagsleben in Betracht kommenden Bräuche. Namentlich das Siau-hioh ist bis heute in ganz Ostasien als Handbuch der Sittenlehre in den Schulen gebräuchlich und hat zur Verbreitung des Neokonfuzianismus außerordentlich beigetragen. Auf manch anderm Gebiete werden wir der grundlegenden Tätigkeit des Tschu-tze noch zu denken haben; jedoch als Philosoph, als Schöpfer einer allgemein verständlichen, allgemein verbindlichen Auslegung des Konfuzianismus, als Stifter gleichsam einer konfuzianischen Kirche ist er der geistige Vater des neuen China geworden.

Wie die Philosophie der Sung-Zeit die Summe aus den Erfahrungen der Vergangenheit zog, so schuf auch die Geschichtschreibung jetzt große, weite Zeiträume umspannende Werke, wie sie seit Sze-ma Ts'iens Schi-ki nicht mehr entstanden waren. Ein Nachkomme des alten Sze-ma, Sze-ma Kuang (1019—1086), verfaßte unter Benutzung der sämtlichen offiziellen Werke und zahlreicher andrer Quellen das Tze-tschi-t'ung-kien, den »Allgemeinen Spiegel der Regierungsleitung«, der, mehrfach umgearbeitet und fortgesetzt, das namhafteste Werk der chinesischen Universalgeschichtschreibung darstellt. Seine heutige Form hat dem Werk Tschu Hi verliehen, auch auf diesem Gebiete unerreichte Autorität, wie denn sein Geist auch die praktischen Folgerungen, die bereits Sze-ma Kuang aus dem Studium der Sozialgeschichte gezogen hatte, erkannte, und das große Werk der Agrarreform nach seinen Vorschlägen zu Ende geführt wurde. In der Form, die Tschu Hi ihm gab, trägt das Buch den Titel T'ung-kien-kang-muh, »Allgemeiner Spiegel, Text und Kommentare«; es ist später noch weiter bis auf die Ming-Zeit fortgeführt worden.

Zum Besten der Sung-Literatur gehören dann noch ihre philologischen Leistungen. Das Studium des Altertums, das immer minutiöser, immer ausgiebiger betrieben wurde, je mehr man seiner

Erklärung zur Stütze zeitgenössischer Anschauungen bedurfte, erforderte eine immer feinere Durchbildung der Methoden philologischer Kritik, wie auch eine stets weitergehende Vertiefung der antiquarischen Studien. Auch auf diesem Gebiete wies Tschu His Genius neue Bahnen, indem er zuerst mit der oft sehr willkürlichen und unmethodischen Interpretationsweise der Han-Kommentatoren brach und an deren Stelle eine systematische Erklärungsmethode setzte, die statt der bei der älteren Philologie beliebten, nach freiem Ermessen gegebenen Wort- und Sacherklärungen versuchte, Texte aus sich selbst ohne Willkür und Vergewaltigung des Wortsinns zu deuten. Ist dieses Prinzip auch bei den Sung-Gelehrten noch nicht restlos durchgeführt worden, so haben sie doch die chinesische Philologie einen gewaltigen Schritt weitergebracht, und die bewundernswerten Leistungen der neueren chinesischen Philologie sind ebensowenig wie die Arbeiten der europäischen Sinologen ohne die Tätigkeit der Sung-Schule denkbar.

Die philologisch-antiquarische Forschung der Sung-Zeit führte endlich zu jenem Zweige des chinesischen Schrifttums, der wohl am charakteristischsten für die spätere chinesische Wissenschaft ist, zum Enzyklopädienwesen. Die wissenschaftliche Literatur wie überhaupt das literarische Schaffen hatte bereits zur Sung-Zeit, ja zum Teil schon vorher, einen so ungeheuerlichen Umfang angenommen, daß sie für den einzelnen Forscher längst nicht mehr zu übersehen war. Es wurde also notwendig, aus allen Wissensgebieten das wichtigste und grundlegendste Material in übersichtlichen Auszügen zusammenzustellen und der gelehrten Welt in Form sachlich geordneter Sammelwerke darzubieten. Das erste dieser Enzyklopädienwerke gehört schon dem 10. Jahrhundert an, das T'ai-p'ing-yüh-lan, das auf kaiserlichen Befehl von einer gelehrten Kommission zusammengestellt wurde. Ein kleineres Werk derselben Zeit ist das T'ai-p'ing-kuang-tschih, das Li Fang, ein Mitglied der genannten Kommission, als eine Art Ergänzung dazu kompilierte. Ein großes Verdienst dieser Zusammenfassungen war

es insbesondere, daß sie vieles retteten, was sonst wohl der Vergessenheit anheimgefallen und verloren gegangen wäre; dagegen brachten sie aber den unvermeidlichen Nachteil mit sich, daß sie vom Studium der Originalwerke abzogen und immer mehr dahin wiesen, sich mit aus zweiter Hand gesammeltem Wissen zu begnügen; ein für die neuere chinesische Philologie und leider auch für die Leistungen ihrer meisten europäischen Schüler ganz charakteristischer Zug.

Die Belletristik der Sung-Zeit, insbesondere die Poesie, hat quantitativ außerordentlich viel geschaffen, aber eigentlich Neues nur wenig produziert. Die gewaltigen Leistungen der T'ang-Zeit hielten die Epigonen ganz unter ihrem Bann; die immer höher steigende Wertschätzung des Altertums ließ Neues nur in bescheidenem Maße aufkommen. Unter den Dichtern der Sung-Zeit gilt Su Tung-p'o (1036—1101) als der bedeutendste; auch seine Prosaschriften sind Muster verfeinerter Empfindung und ausgezeichneten Stils. Der tauistische Dichter Tsch'en T'uan (10. Jahrhundert) und mehrere der oben genannten großen Philosophen sind gleichfalls durch ihre poetischen Leistungen bekannt.

Die Literatursprache der Sung-Zeit steht im Zeichen einer einschneidenden Umwandlung, die gleichfalls mit Tschu His Namen untrennbar verknüpft ist. Schon lange war zwischen der literarischen Ausdrucksweise und der gesprochenen Sprache eine tiefe Kluft entstanden, hervorgerufen durch das stete Zurückgehen der Schriftsprache auf die Vorbilder des Altertums und ihre Starrheit gegenüber den Wandlungen der gesprochenen Sprache. So hatte sich denn schon lange die geschriebene Sprache, das Wen-hua, von der gesprochenen, dem Suh-hua, so stark differenziert, daß die Schriftsprache bereits ein besonderes Studium erforderte und vom Volke nicht mehr ohne weiteres verstanden wurde. Um seine Lehren auf weiteste Kreise wirken zu lassen, erhob Tschu Hi nun die Volkssprache zur Literatursprache, aber nicht etwa in der Weise, daß er die konventionelle Schriftsprache verdrängt hätte;

vielmehr verwandte er die Umgangssprache nur zur Erläuterung von Werken, die selbst in der Schriftsprache abgefaßt waren. Seither besteht also in China, ähnlich wie in Griechenland, ein Zustand der Doppelsprachigkeit.

Tschu His Reform bedeutete übrigens eigentlich nur die Sanktion eines tatsächlich schon bestehenden Zustandes. Denn schon zu seiner Zeit gab es Werke, die in der Umgangssprache abgefaßt waren, Dramen und Romane, die für weiteste Kreise berechnet waren und darum sich einer auch dem weniger gebildeten Leser geläufigen Ausdrucksweise bedienen mußten. So kommt auch in diesem Literaturzweig der Aufstieg der Volksmasse zum Ausdruck. Und erst aus der Sung-Zeit sind uns bezeichnenderweise Produkte dieser beiden Literaturgattungen erhalten, obgleich beide ohne Zweifel sehr viel älter sind; geht ja doch, wie wir oben sahen, das Drama direkt auf urzeitliche Verhältnisse zurück, und auch der Roman reicht, wie uns das Beispiel des Muh-t'ien-tze-tschuan (s. S. 16) gezeigt hat, schon weit ins Altertum hinauf. Man möchte daraus wohl den Schluß ziehen, daß diese mehr volkstümlichen Werke, die sich nicht, wenigstens nicht offiziell, der Beachtung der Gebildeten erfreuten, so lange nicht gesammelt und erhalten wurden, als nicht die Volksmenge selbst sich den Anspruch auf Berücksichtigung innerhalb der Gesellschaft gesichert hatte.

So stammen denn aus der Sung-Periode die ersten erhaltenen Texte dieser populären Literaturgattungen; das älteste bis jetzt bekannte Drama das im 13. Jahrhundert von Wang Schi-fu verfaßte Si-siang-ki, die »Geschichte vom westlichen Pavillon«. In größerem Umfange sind Dramen wie auch in der Umgangssprache verfaßte Romane erst aus der auf die Sung-Zeit folgenden Yüan-Periode erhalten.

Die Zeit der Yüan, der Mongolendynastie, ist rein äußerlich betrachtet für China eine Periode der gewaltigsten Umwälzungen. Die mongolischen Stämme, die bis dahin in der Geschichte kaum eine Rolle spielen, entfalten um die Wende des 12. Jahrhunderts

plötzlich eine fast märchenhafte Tatkraft; aus Ursachen, die wir nur vermuten können, brechen sie mit einem Male in unbegreiflichen Massen aus ihren Steppen hervor, unterwerfen binnen wenigen Jahrzehnten die gesamten Nachbarvölker und dehnen ihre Herrschaft, nachdem Persien, Rußland, Polen, Ungarn ihnen unterlegen sind, 1241 bis in deutsches Gebiet aus. Ebenso rasch vollzieht sich die mongolische Expansion nach Osten; bis um 1240 waren bereits die gesamten in Nordchina entstandenen Barbarenstaaten dem mongolischen Weltreich einverleibt, und nach vorübergehendem Abflauen überschwemmte die mongolische Flut auch Südchina und machte 1279 der Dynastie Sung ein Ende. So anders nun auch Chinas Lage gegen die vorhergegangenen Jahrhunderte erscheint — das Land nun wieder geeint, aber, was früher nie geschehen, als Teil eines noch viel gewaltigeren Weltreiches, dessen Existenz den Handel und die ganzen auswärtigen Kulturbeziehungen der Chinesen ungemein förderte, dazu unter einer fremden, obwohl sich mit ihren Stammesgenossen rasch chinesischer Art anpassenden Dynastie, unter der es von Ausländern in China geradezu wimmelte — so wenig veränderte sich doch im Grunde die Lage des chinesischen Volkes selbst. Das Agrarsystem der Sung, das die Lösung des alten Kernproblems der chinesischen Geschichte bedeutete, mußte auch von den Yüan beibehalten und weiter ausgebaut werden; der soziale Ausgleich vollzog sich dadurch weiter mit Notwendigkeit; die Erstarrung des geistigen Lebens in konventionellen Formen ergab sich so als natürliche Folge der ökonomisch-sozialen Entwicklung. Die vielen fremden Einflüsse, die China zur Mongolenzeit erfuhr, haben daran nichts ändern können.

Demgemäß weist auch das literarische Schaffen der Yüan-Zeit gegen früher keine wesentlich neuen Züge auf. Das Denken der chinesischen Nation konnte, da ihre Lebensbedingungen sich von nun an gleichblieben, keine neuen Bahnen mehr einschlagen. In den allermeisten Zweigen der Literatur, insbesondere in der Philosophie und der Poesie, blieb das Schaffen im wesentlichen nur ein

Wiederholen, ein Nachbilden der für klassisch geltenden Muster, die man wohl noch zu variieren, aber nicht mehr zu übertreffen, geschweige denn zu verlassen denken konnte. Nur was sich besonders mit der Erforschung des Altertums befaßte, die Geschichtschreibung und die ganze philologisch-antiquarische Literatur, vermochte ansehnliche neue Leistungen hervorzubringen. Dagegen erreichten zur Mongolenzeit, wie schon angedeutet, die beiden Gattungen der sogenannten Volksliteratur, der Roman und das Drama, ihre für lange Zeit höchste Vollendung.

Unter den chinesischen Dramen, wie sie seit der Yüan-Zeit uns in Texten vorliegen, lassen sich vier Gruppen unterscheiden, das religiös-phantastische, das historische, das Gesellschaftsdrama und das Lustspiel. Die Stücke von literarischem Wert, namentlich alle von den Chinesen selbst als sozusagen klassisch betrachteten Dramen, gehören sämtlich der Mongolenzeit an. Mit der Ming-Periode scheint — die Gründe dieser Abwärtsentwicklung und die Rolle, die dabei etwa das Versiegen der fremden Einflüsse spielte, lassen sich vorläufig kaum erkennen — die dramatische Leistungsfähigkeit in China, wenigstens was Neuschöpfungen anbetrifft, so gut wie erloschen zu sein.

Der Roman dagegen hat sich seit der Yüan-Zeit erfolgreich weiterentwickelt. Die ersten großen Romane, unter denen das einem Autor namens Lo Kuan-tschung zugeschriebene San-kuoh-tschi-yen-yi, das erweiterte San-kuoh-tschi, eine belletristische Bearbeitung der sogenannten Geschichte der drei Reiche (s. S. 50), sich noch heute ganz besonderer Beliebtheit erfreut, sind durchgehends historischen Charakters. Neben den historischen Romanen existieren dann als hervorragendste Leistungen der chinesischen Unterhaltungsliteratur die Gesellschaftsromane, die erst in den letzten Jahrhunderten ihre bedeutendsten Schöpfungen hervorgebracht haben, wie das Kin-p'ing-mei, der berühmte realistische Sittenroman der Ming-Zeit, und das Hung-lou-meng, »Ein Traum von Macht und Reichtum« (wörtlich »Der Traum

vom roten Turme«), das aus der Ts'ing-Zeit, vermutlich aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammt und eine eigenartige Mischung von Realismus und Phantastik, von sozial-erotischer und religiös-mystischer Schilderung darstellt, ganz in Art unserer modernen Romane, mit denen die Schöpfungen der chinesischen Romanliteratur überhaupt merkwürdige Ähnlichkeit haben.

Aus der Ming-Zeit stammen auch die Anfänge der sehr hoch ausgebildeten und fein entwickelten Novelle, die sich vom Roman schon äußerlich durch ihr sprachliches Gewand unterscheidet; sie bedient sich des Wen-hua und wird deshalb auch zur höheren Literatur gerechnet. Die Novellensammlungen Kin-ku-k'i-kuan, Liau-tschai-tschi-i, Lung-tu-pau-kung-ngan gehören zu den auch im Ausland bekanntesten Stücken der modernen chinesischen Literatur.

Die schon für die Yüan-Literatur kennzeichnende geistige Erstarrung offenbart sich dann noch deutlicher in der literarischen Produktion, die im Zeitalter der folgenden Dynastie Ming (1368 bis 1644) und während des größten Teiles der Regierung des letzten chinesischen Herrscherhauses, der mandschurischen Ts'ing (1644 bis 1912) hervortrat. Auch hier kaum eine selbständige geistige Regung. Die wenigen eigenartigen Köpfe, die noch aufstanden, wie Tschu His bedeutender Gegner Wang Yang-ming (Wang Schou-jen, 1472—1528), der auf die Entwicklung der japanischen Philosophie tiefgehenden Einfluß ausübte, wurden in China fast nicht beachtet; es fehlten alle Voraussetzungen, vom Herkömmlichen abweichende Neuerungen auch nur zu verstehen, geschweige denn sich mit ihnen ernstlich auseinanderzusetzen oder sich gar ihnen sympathisch gegenüberzustellen. Aus der freilich unübersehbar großen Menge der Dichter, deren Schaffen nur noch selten über spielerische Routine hinausging, ragen nur einige wenige hervor, wie unter den Ming Su Schi (im 16. Jahrhundert) und unter den Ts'ing der freilich im allgemeinen auch mehr durch die Quantität als durch die Qualität seiner geistigen Arbeit sich aus-

zeichnende Kaiser K'ien-lung (1736—1796) und sein Zeitgenosse Yüan Tze-ts'ai († 1797), unter den Poeten der letzten Jahrhunderte wohl der bedeutendste. Großes wurde dagegen auf dem Gebiete der literarischen Kärrnerarbeit, des Kompilierens und Kommentierens, geleistet. Das oben genannte T'ai-p'ing-yüh-lan der Sung-Zeit übertraf bereits bei weitem die gewaltige Enzyklopädie, die der Polyhistor Ma Tuan-lin (1245—1322) zur Yüan-Zeit zusammenstellte, das Wen-hien-t'ung-kau, und größer noch war das zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf Befehl Kaiser Yung-lohs (1403—1424) kompilierte Yung-loh-ta-tien, das fast 23 000 Bände ausfüllte und wegen seines ungeheuern Umfanges nicht gedruckt werden konnte; das handschriftliche Exemplar ging zugrunde, als die kaiserliche Bibliothek bei der Eroberung Pekings durch europäische Truppen im Jahre 1900 niedergebrannt wurde. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschien das reichillustrierte San-ts'ai-t'u-hui des Wang Ki, und endlich ließ Kaiser K'ang-hi (1662—1723) die 5044 Bände umfassende Enzyklopädie T'u-schu-tschih-tsch'eng unternehmen, die 1725 im Druck erschien. Ganz Hervorragendes schuf dann insbesondere die Ts'ing-Zeit auf philologischem Gebiete; ihre ersten Schöpfungen sind das 1717 erschienene K'ang-hi-tze-tien, das Wörterbuch Kaiser K'ang-his, das alle früheren doch zum Teil schon recht achtbaren lexikalischen Arbeiten hinter sich lassende Grimmsche Wörterbuch Chinas, und das P'ei-wen-yün-fu, eine riesenhafte Konkordanz der gesamten chinesischen Literatur, der sicherlich kein anderes Volk etwas Ähnliches an die Seite zu stellen vermag. Die philologischen Arbeiten Ku Yen-wus (1613—1681), die textkritischen Leistungen Mau K'i-lings (1623—1713) und die großen epigraphischen Veröffentlichungen Yüan Yüans (1763—1849) sind grundlegend für alles geworden, was die moderne chinesische und europäische Sinologie geleistet hat.

Eine neue Epoche im chinesischen Geistesleben aber hub mit dem 19. Jahrhundert an, mit dem europäischer Einfluß auf Chinas

Geschicke bestimmende Wirkung auszuüben begann. Vielleicht hatte schon die Tätigkeit der Jesuiten, die im 17. und 18. Jahrhundert am kaiserlichen Hofe tätig waren und China mit europäischer Wissenschaft bekannt machten, dem Eindringen fremder Denkmethoden vorgearbeitet; jedenfalls beginnen sich um die Wende des 18. Jahrhunderts bereits Spuren jener Richtung zu zeigen, die ein Jahrhundert später als die reformkonfuzianische Schule für die Neugestaltung der chinesischen Philosophie entscheidende Bedeutung gewinnen sollte. Gemeinsam war den verschiedenen Richtungen das Bestreben, den Konfuzianismus von dem Beiwerk zu befreien, das ihm seit der Han-Zeit von seinen Interpreten angehängt worden war, ihn aus den Quellen selbst heraus zu verstehen, mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaft neu zu begründen und den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts besaß dieser Reformkonfuzianismus in dem auch als Geschichtschreiber bedeutenden Wei Yüan († 1856) einen bedeutenden Vertreter; aber zu einer wirklichen Geistesmacht wurde er erst, als ihm die politische Entwicklung die Wege geebnet hatte, als das Andringen der europäischen Mächte, die immer bedrohlicher werdenden Versuche, China zu einer Ausbeutungskolonie des Abendlandes zu machen, die Unzulänglichkeit des Überkommenen stets deutlicher hervortreten ließen und zur Umschau nach Neuem zwangen. Nur in sich selbst konnte China finden, wessen es bedurfte, um sich angesichts der sich von Grund auf verändernden Verhältnisse zu behaupten. Von fremden Weltanschauungen konnte ihm nur weitere Zerstörung und Auflösung seiner ohnedies so schwer bedrohten Kultur kommen; allein der Konfuzianismus, die aus dem chinesischen Volkstum selbst herausgewachsene, mit ihm unlöslich verbundene Religion und Philosophie der ostasiatischen Menschheit, war imstande, China zu halten. Aber nicht mehr der Konfuzianismus des Tschu Hi, sondern ein Konfuzianismus, der für die Bedürfnisse der Gegenwart ebenso paßte wie jener für die der Sung-Zeit.

So traten denn, als sich am Ende des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach dem unglücklichen Kriege gegen Japan, die Morschheit des Altchinesentums allzuklar zeigte, die Reformkonfuzianer ganz offen mit ihren zum Teil sehr weitgehenden Vorschlägen auf den Plan. Es entstand eine neue Gattung historisch-politischer Schriften, die, meist ganz aus dem Geist des Altertums heraus, wie man ihn jetzt verstehen zu müssen glaubte, die Reformierung und Modernisierung Chinas in die Wege leiteten und sich zugleich mit der abendländischen Kultur, soweit deren wissenschaftliche und technische Fortschritte für China in Betracht kamen, auch die Mittel zur Bekämpfung des unheilvollen abendländischen Einflusses zu sichern suchten. Der Hauptvertreter dieser reformkonfuzianischen Schule, der eine lange Reihe von Schriften im Sinne seiner Doktrinen verfaßt hat, ist K'ang Yo-wei (geb. 1860 in Kanton). Seine im Jahre 1888 beginnende literarische Tätigkeit, seine Versuche, durch neuartige Erklärung der klassischen Schriften seinen Reformforderungen die historische Grundlage zu geben, erregten im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts die größte Aufmerksamkeit. Selbst der junge Kaiser Kuang-sü schenkte dem Reformator seine Beachtung und räumte ihm endlich maßgebenden Einfluß auf die Staatslenkung ein; sein Wirken führte zu der rasch endenden, traurig und verhängnisvoll verlaufenen Reformära von 1898. Unter K'angs Schriften ragen seine Eingaben an den Thron, in denen er als erster mit der Forderung nach Reformen öffentlich hervortrat, und mehrere Abhandlungen über den Gedanken des Fortschrittes in den konfuzianischen Klassikern hervor. Mehr politische als wissenschaftliche Bedeutung hat sein wohl berühmtestes Werk Sin-hioh-wei-king, »Die gefälschten Klassiker der Neuen Schule«, in dem er mit großer Gelehrsamkeit, aber voreingenommen und unmethodisch darzutun versucht, daß mehrere historisch und staatsrechtlich wichtige Schriften des Altertums, insbesondere das Tschou-li und das Tso-tschuan, in ihrer heutigen Gestalt Fälschungen der Han-Gelehrten, des Liu Hin

(s. S. 41) und seiner Schule darstellten und aus der Zahl der maßgebenden Klassiker zu streichen seien. Natürlich handelt es sich bei diesen um Werke, mit denen die Reformatoren ihre Anschauungen vom Altertum nicht recht in Einklang zu bringen wußten, und die deshalb wohl oder übel fallen mußten.

Unter den zahlreichen Schülern K'ang Yo-weis ragen vor allem Liang Tschi-tschau, Sü K'in und Tschen Huan-tschang hervor; der letztere besonders durch sein zuerst in englischer Sprache erschienenes Buch über die ökonomischen Anschauungen des Konfuzianismus bekannt. Im ganzen aber bezeichnet diese Reformliteratur doch nur den Vorläufer einer weit größeren Umwälzung, die die chinesische Literatur zugleich mit der gesamten chinesischen Kultur treffen sollte und gleich jener gesamten Neuwerdung gewiß noch lange nicht abgeschlossen ist, doch immerhin schon einen Blick auf ihr Werden und ihre Aussichten gestattet.

Die immer bedrohlicher werdende Lage, in die China seit Ende des 19. Jahrhunderts geriet, namentlich die grauenvollen Ereignisse der Wirren von 1900, erzwangen endlich, was die Reformatoren von 1898 zu früh versucht, eine durchgreifende Umgestaltung des ganzen chinesischen Staatskörpers. Aber die Widerstände der an der Aufrechterhaltung der alten Zustände interessierten Kreise waren zu stark. Die Revolution von 1911 mußte kommen, um die Schranken des im Geist der Sung-Zeit erstarrten China zu sprengen und Chinas Eintritt in das internationale Wirtschaftsleben zu erzwingen, auf den die europäische Politik seit jeher hinarbeitete, und der nun das einzige Mittel bedeutete, der Aufteilung zu entgehen. Gänzlich veränderte sich nun das Verhältnis Chinas zum Ausland; als ein Staat unter vielen stand es im Gegensatz zu der früheren exklusiven Auffassung nun da, und in rascher Folge fielen jetzt die alten Vorurteile; war China früher seines Konservatismus halber in der ganzen Welt sprichwörtlich gewesen, so überstürzten sich nun die Neuerungen. Auf geistigem Gebiete zeigte sich als äußerlich bemerkenswerteste und tatsächlich auch

bedeutungsvollste Neuerung eine Umgestaltung der Schriftsprache; die herkömmliche Ausdrucksweise, seit 700 Jahren ganz konventionell geworden, wich der lebenden Umgangssprache oder doch zum mindesten einer von dieser entscheidend beeinflußten Stilgattung.

Schon rein äußerlich zeigen die chinesischen Literaturerzeugnisse seit der Revolution, namentlich aber seit etwa 1918, in steigendem Maße die Verwendung von Interpunktion, die früher nur in Ausnahmefällen gebraucht und von einem gebildeten Leser beinahe als eine Beleidigung, ein Zweifel an seiner literarischen Fähigkeit aufgefaßt wurde. Sogar die Eigennamen pflegen viele moderne Drucke, oft allerdings in geschmacklos übertriebener Weise, dem Auge durch danebengesetzte Punkte oder Striche kenntlich zu machen. Belanglos sind dagegen, was keinem Kenner der chinesischen Sprache je zweifelhaft war, die Versuche geblieben, für die chinesische Sprache ein Alphabet einzuführen. Die eigenartige Natur der Sprache verurteilt, wie eingangs dargelegt wurde, jeden derartigen Versuch von vornherein zum Scheitern. Wohl hat man ein chinesisches Alphabet konstruiert und lehrt es auch seit Dezember 1918 in den Schulen, aber nur neben der Zeichenschrift und als eine Art Ergänzung zu ihr; an die Möglichkeit, diese ersetzen zu können, wird heute im Ernst wohl von niemand mehr gedacht. Haben doch auch die Japaner, deren Sprache ein solches Experiment immerhin noch eher erlaubt hätte, nie den Versuch gemacht, die lateinische Schrift an Stelle der durch ein Syllabar ergänzten chinesischen Wortschrift treten zu lassen; die Vorteile der chinesischen Schrift sind zu augenfällig, als daß man sie aufgeben und dadurch den völligen Bruch mit der ganzen überkommenen Geisteskultur vollziehen könnte.

Aber auch die Schriftsprache selbst begann sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts sichtlich zu verändern. An Stelle der alten gedrängten Satzform begannen unter Einfluß abendländischer Muster längere Satzperioden zu treten; zugleich wurde die Sprache um eine Menge neuer Ausdrücke bereichert, teils eigne Neubildungen

für wissenschaftliche und technische Kunstausdrücke, die sich aus dem Schatze der hierzu wie wenige Idiome geeigneten chinesischen Sprache meist mit den einfachsten Mitteln bilden lassen, teils aber auch Wendungen aus dem in Japan gebräuchlichen Chinesisch, die dann gewöhnlich dem Leser ohne nähere Erklärung unverständlich sind und die lebhafte Klage der chinesischen Puristen erregen. Seit etwa 1917 begann dann auch das eigentliche Kuan-hua, die gesprochene Sprache, in der höheren, selbst in der wissenschaftlichen Literatur Aufnahme zu finden, und es gibt bereits eine starke Strömung unter den chinesischen Gelehrten, mit der alten Schriftsprache gänzlich zu brechen und nur mehr in der Umgangssprache zu schreiben. Freilich ist auch dieses geschriebene Kuan-hua wieder eine Art literarische Form der Umgangssprache, die sich auch weiterhin notgedrungen zahlreicher klassischer Wendungen und Phrasen bedienen muß, und vielleicht wird der ganze Reformprozeß auf die Schaffung einer neuen, auf der gegenwärtig gesprochenen Umgangssprache basierten Schriftsprache hinauslaufen. Die Bezeichnung dieser neuen Sprachform ist Poh-hua, »verständliche Sprache«, oder Kuoh-yü, »Reichssprache«.

Sehr großen Aufschwung hat in der republikanischen Ära die politische, insbesondere die Zeitungsliteratur genommen. Diese Art periodischer Tagesliteratur war im alten China kaum vertreten; noch bis vor kurzer Zeit vertraten Anschläge in den Tortürmen, wie sie schon im Altertum gemacht wurden, die Tagespresse. Zwar kannte schon die Sung-Zeit ein regelmäßig erscheinendes Regierungsorgan, den seit dem 11. Jahrhundert bestehenden King-pau, die »Residenzzeitung«, der aber nur ein Publikationsorgan für Regierungsverordnungen war. Jetzt erscheinen überall Zeitungen, und in der Presse fand auch das Kuan-hua zuerst in größerem Ausmaß als Schriftsprache Verwendung; schon unter den Ts'ing erschienen einige sozialistische Zeitungen Südchinas in reiner Umgangssprache.

Die moderne wissenschaftliche Literatur steht fast ganz und gar unter der Tendenz, durch Anwendung europäischer Methoden die nationalen Disziplinen der philologisch-historischen Wissenszweige auf die Höhe internationalen Geisteslebens zu bringen und anderseits die bisher nur nach mittelalterlichen Methoden gepflegten Naturwissenschaften in China durch Schaffung von Übersetzungen europäischer Werke heimisch zu machen. Unter den Vertretern der modernen Philosophie ragt neben den schon genannten K'ang Yo-wei, Liang Tschi-tschau usw. namentlich Hu Schi-tschi hervor, der u. a. als erster eine die gesamte geistige Entwicklung der Nation umfassende Geschichte der chinesischen Philosophie geschrieben hat; ferner Ts'ai Yüan-p'ei, einer der entschiedensten Gegner der Richtung K'ang Yo-weis, der in schärfstem Gegensatz zu den Vertretern dieser Schule die zukünftigen Möglichkeiten Chinas nicht in der Fortentwicklung der Prinzipien des Altertums, sondern im radikalen Bruch mit ihnen sieht; endlich der ganz isoliert dastehende Ku Hung-ming, ein im Abendland erzogener, vollständig mit europäischer Bildung durchtränkter Gelehrter, der aber nichtsdestoweniger orthodoxer Konfuzianer im Sinne der Sung-Schule geblieben ist und K'ang Yo-wei und seine Richtung ebenso entschieden bekämpft wie den europäischen Einfluß; ein Konservatismus, der um so merkwürdiger anmutet, als Ku mit der chinesischen Schriftsprache dank seiner ausländischen Bildung so wenig vertraut ist, daß er seine Werke in englischer Sprache schreiben mußte. Philologie und Altertumskunde besitzen im heutigen China eine große Zahl bedeutender Vertreter, so Wu Ta-tsch'eng (1834—1917), als Archäologe hervorragend; Lo Tschen-yü, namentlich durch seine paläographischen Forschungen bekannt, und zahlreiche schon mit europäischen Methoden vertraute jüngere Gelehrte. Mehrere Zeitschriften, namentlich für archäologische und kunstgeschichtliche Forschungen, sind in den letzten Jahren gegründet worden und genießen auch im Ausland Ansehen.

Auch die in den vergangenen Jahrhunderten fast ganz in Konvention erstarrte oder in Routine aufgehende Poesie hat nun eine gänzliche Umbildung erlebt. Die Bekanntschaft mit abendländischen Dichtungen veranlaßte jungchinesische Literaten, auch hier den Versuch zu machen, ihre poetischen Empfindungen in gesprochener Sprache wiederzugeben. Als eine Art Übergang zu einer neuen Dichtweise entstanden zunächst Dichtungen in freien Rhythmen, die ohne Reim und Versmaß nur durch den Inhalt zu wirken suchten. Indes wurde diese Art poetischen Schaffens, zu deren Hauptvertretern der vorhin als Philosoph genannte Hu Schi-tschi gehörte, doch im ganzen nur als eine Entgleisung betrachtet und rasch überwunden; der Reim, der sich ja in einer so verschliffenen Sprache wie der chinesischen geradezu mit Notwendigkeit aufdrängt, kam wieder zu Ehren und mit ihm auch die alten Versmaße. Aber an Stelle der alten poetischen Kunstsprache trat die natürliche Rede, an Stelle der konventionellen, bis auf die Lieder des Schi-king zurückgehenden Reim- und Tonklassen der Gleichklang der gesprochenen Worte. Viel wurde aus europäischen Dichtungen ins Chinesische übersetzt, so aus dem Deutschen u. a. Goethes Faust und Gedichte von Heine; unter den Übersetzern ragt namentlich Lin Kin-nan hervor. Indes hat auch die alte Dichtkunst nach T'ang-Muster noch ihre Vertreter in China; zu ihnen gehört selbst der sonst so radikale K'ang Yo-wei, und auch Lin Kin-nan hat seine Übersetzungen in alte Weisen gekleidet.

Die Pflege der Literatur wie auch die literarische Kritik nimmt im übrigen auch im modernen chinesischen Universitätswesen eine hervorragende Stelle ein, und namentlich unter den Professoren der Pekinger Universität sind mehrere, wie Tschen Tuh-siu, Liu Pan-nung und Ts'ien Hüan-t'ung, als Schriftsteller und literarische Kritiker berühmt. Es fehlt noch im einzelnen an Material, um die moderne Entwicklung der chinesischen Literatur, die ja selbst erst in ihren Anfängen steht, zu überschauen, um zu

beurteilen, was sich von den widerstreitenden Strömungen der Gegenwart behaupten, was sich als unfruchtbar erweisen wird. Aber das darf wohl, wenn nicht alle Anzeichen trügen, getrost behauptet werden: China steht wieder am Beginn einer neuen Epoche seiner literarischen Geschichte, die nicht weniger produktiv, nicht weniger bedeutungsvoll für die Geistesentwicklung der chinesischen Nation und schließlich auch der gesamten Menschheit werden dürfte, als es die Zeitalter der Tschou und Han, der T'ang und Sung gewesen sind.

Literatur.

Arbeiten zur chinesischen Literaturgeschichte gibt es in europäischen Sprachen nur sehr wenige; die Spezialarbeiten über einzelne Schriftsteller und Übersetzungen können hier nicht aufgeführt werden. Zu nennen ist zunächst Wilhelm Schott, Entwurf einer beschreibung der chinesischen literatur, Berlin 1854, eine heute im einzelnen natürlich vielfach überholte, im ganzen aber noch nicht übertroffene Arbeit, die dank ihrer systematischen Ordnung des Stoffes und der Beigabe der Namen in chinesischer Schrift dauernden Wert behalten wird. Herbert Giles, A History of Chinese Literature, London 1901, ist durch gute Übersetzungsproben von Wert, enthält aber sehr viele Irrtümer und haltlose Behauptungen und ist auch ihrer ganzen Anlage nach keine eigentliche Literaturgeschichte, sondern nur eine Aufzählung der hervorragendsten Schriftsteller. Das bedeutendste einschlägige Werk ist Wilhelm Grube, Geschichte der chinesischen Literatur, Leipzig 1902; allerdings gibt es mehr Einzeldarstellungen der literarischen Hauptperioden als eine historische Übersicht der Entwicklung der chinesischen Literatur; insbesondere ist der Zusammenhang zwischen literarischer und allgemein kultureller Entwicklung nicht immer deutlich gemacht.

Zeittafel.

ca. 2400 v. Chr. Beginn der chinesischen Geschichte und Literatur. Sogenannte Zeit des Kaisers Yau.
2357. Yau-tien.
ca. 2300. Periode des Kaisers Schun. Schun-tien.
2206—1766. Dynastie Hia.
ca. 2200. Kaiser Yü. Yü-kung.
ca. 1800. Die Hia-Bücher des Schu-king. Die ersten fünf Bücher des Schan-hai-king. Der »kleine Kalender der Hia« (Hia-siau-tscheng).
1766—1122. Dynastie Schang. Älteste erhaltene Inschriften. Die Schang-Bücher des Schu-king. Die Schang-Lieder des Schi-king.
1122—246. Dynastie Tschou.
ca. 1150 (?). Yih-king.
ca. 1100. Tschou-li.
ca. 1000. Ngi-li.
ca. 1100—650. Tschou-Bücher des Schu-king. Schi-king. Zahlreiche Inschriften.
ca. 600. Muh-t'ien-tze-tschuan, ältester chinesischer Roman.
ca. 600. Beginn der klassischen Sprache und Literatur, zugleich mit dem Verfall des Tschou-Reiches.
7. Jhdt. Kuan-tze.
6. Jhdt. Lau-tze.
551—478. K'ung-tze.
ca. 500. Yen Ying, Verfasser des Yen-tze-tsch'un-ts'iu. Kriegskunst des Sun-tze.
ca. 480(?). Tso-tschuan.
5. Jhdt. Moh Tih. Yang Tschu. Kuei-ku-tze.
ca. 400. Lun-yü. Ta-hioh (?). Lieh-tze. Kuoh-yü. Kriegskunst des Wu-tze. Beginn des indischen Einflusses.
378—289. Mong-tze.
ca. 330. Tschuang-tze.
ca. 300. K'üh Yüan († 292). Sung Yüh. Elegien von Ts'u. Bambusbücher.
4./3. Jhdt. Kosmographie Schan-hai-king.
3. Jhdt. Sün-tze.
246—206. Dynastie Ts'in. Einigung und Demokratisierung des Reiches. Die Literatur des politisch-religiösen Synkretismus. Einführung einer Einheitsschrift durch Li Sze († 208).

† 232. Lü Puh-wei, Verfasser des Lü-schi-tsch'un-ts'iu.
† 232. Han Fei-tze, tauistischer Philosoph.
ca. 220? Tschung-yung.
213. Schi-huang-tis Bücherverbrennung. Vernichtung der alten Literatur.
202 v. bis 220 n. Chr. Die beiden Dynastien Han.
2./1. Jhdt. Rekonstruktionen der alten Literaturwerke.
204—168. Kia Ngi, Dichter und politischer Schriftsteller.
† 140. Mei Scheng, Dichter.
† 122. Sze-ma Siang-ju, Dichter.
† 122. Huai-nan-tze, tauistischer Philosoph.
163 (?) bis ca. 85. Sze-ma Ts'ien, Verf. des Schi-ki.
ca. 100. Beginn der nachklassischen Sprache und Literatur.
53 v. bis 18 n. Chr. Yang Hiung, Philosoph.
27—89. Wang Tsch'ung, Philosoph.
Seit 67. Beginn der Übersetzungen buddhistischer Schriften.
† 92. Pan Ku, Verf. des Ts'ien Han-schu.
2. Jhdt. Kompilation des Li-ki.
220—280. Periode der »drei Reiche«, san-kuoh.
ca. 280—580. Dynastien Tsin und Wei.
4. Jhdt. Ko Hung (Pau-p'oh-tze), tauistischer Autor.
365—427. T'au Yüan-ming, Dichter.
† 466. Pau Tschau, Dichter.
4. Jhdt. Kumaradschiva, Übersetzer buddhistischer Schriften. Aufschwung grammatischer Studien unter Einfluß der indischen Philologie.
ca. 400. Fah-hien, Indienpilger.
ca. 520. Sung-yün und Hui-scheng, Indienpilger.
5. Jhdt. Fan Yeh, Verf. des Hou Han-schu.
6. Jhdt. Wang T'ung (Wen-tschung-tze), tauistischer Philosoph.
6./7. Jhdt. Aufkommen des Buchdrucks.
617—907. Dynastie T'ang.
629—645. Indienreise Hüan-tsangs.
ca. 680. I-tsing, Indienpilger.
ca. 760. Wu-kung, letzter Indienpilger.
698—762. Li T'ai-poh, Dichter.
712—770. Tu Fu, Dichter.
772—846. Poh Kü-yih, Dichter.
768—824. Han Yü, konfuzianischer Gelehrter. Beginn der konfuzianischen Reaktion und Rückgang des Buddhismus.
834—908. Sze-kung T'u, letzter T'ang-Dichter.
907—960. Periode der »fünf Dynastien«, wu-t'ai.

960—1279. Dynastie Sung. Endgültige Vereinheitlichung der chinesischen Kultur mit der Agrarreform. Endgültiger Sieg des Konfuzianismus, Beginn der neuchinesischen Sprache und Literatur.
10. Jhdt. T'ai-p'ing-yüh-lan, erste Enzyklopädie.
1011—1077. Schau Yung, Erforscher des Yih-king und Begründer der synkretistischen Naturphilosophie (Sing-li).
1019—1086. Sze-ma Kuang, Verf. des T'ung-kien-kang-muh.
1041. Pi Scheng erfindet den Druck mit beweglichen Lettern.
1017—1073. Tschou Tun-i, Verf. des T'ai-kih-t'u und T'ung-schu.
1032—1085. Tsch'eng Hau, Philosoph.
1038—1107. Tsch'eng I, Philosoph.
1036—1101. Su Tung-p'o, Dichter und Essayist.
1057—1134. Schau Poh-wen, Philosoph.
1130—1200. Tschu Hi, Begründer des Neokonfuzianismus, Schöpfer der neuchinesischen Geisteskultur und ihrer Sprache.
12./13. Jhdt. Älteste erhaltene Dramen und Romane in Umgangssprache.
1280—1368. Dynastie Yüan.
1245—1322. Ma Tuan-lin, Verf. der Enzyklopädie Wen-hien-t'ung-kau.
1368—1644. Dynastie Ming.
14./15. Jhdt. Beginn der Novellendichtung.
15. Jhdt. Enzyklopädie Yung-loh-ta-tien.
1472—1528. Wang Yang-ming, Philosoph, Gegner Tschu His.
1644—1912. Dynastie Ts'ing.
17. Jhdt. Enzyklopädie San-ts'ai-t'u-hui.
1613—1681. Ku Yen-wu, Philologe.
1623—1713. Mau K'i-ling, Philologe.
1662—1723. Kaiser K'ang-hi.
1717. Wörterbuch K'ang-hi-tze-tien.
1725. Enzyklopädie T'u-schu-tschih-tsch'eng.
1716—1797. Yüan Tz'e-ts'ai, Dichter.
1736—1796. Kaiser K'ien-lung.
1763—1849. Yüan Yüan, Archäologe.
† 1856. Wei Yüan, Philosoph.
1834—1917. Wu Ta-tsch'eng, Archäologe.
1888. Beginn der literarischen Tätigkeit K'ang Yo-weis und seiner reformkonfuzianischen Schule.
1912. China Republik. Beginn einer neuen Sprach- und Literaturperiode unter starkem europäischem Einfluß.
1917. Die Umgangssprache beginnt für die wissenschaftliche und schöngeistige Literatur in Aufnahme zu kommen.

Namen- und Sachverzeichnis.

A.

Alphabet 78.
Anarchismus 26.
Automatentheater 59.

B.

Bambusbücher 33.
Bernhardi, Anna 52.
Birnbaumgarten 58.
Briefstil 49.
Bronzeschale, Tschou 17.
Buchdruck 60.
Bücherverbrennung 10. 33, 40.
Buddhismus 47, 51, 56, 57.

C.

Confucius s. K'ung-tze 19.
Conrady 14, 29.

D.

Drama 17, 58, 70, 72.
Dreifüße des Yü 12.

E.

Enzyklopädien 68, 74.
Epos 11.
Erh-ya 38, 42.
Eulenlied 37.

F.

Fah-hien 51.
Fan Yeh 45.
Fang-yen 42.
Feng Tau 61.
Forke 54.
Fu-fu 37.
Fuh Scheng 41.
Fünf Dynastien 61.

G.

Gabelnetz 65.
Griechischer Einfluß 59.
Grube 31, 34, 65.

H.

Han, Dynastie 41–50.
Han Fei 39.
Han-schu 44.
Han Yü 56.
Hauser 54.
Herodot 44.
Hia, Dynastie 11–12.
Hia-siau-tscheng 12.
Historiker 33.
Ho-schang-kung 24.
Hou Han-schu 44.
Hu Schi-tschi 80, 81.
Huai-nan-tze 37, 47.
Hui-scheng 51.
Hung-fan 13.
Hung-lou-meng 72.
Hüan-tsang 56.
Hüan-tsung, T'ang 58.

I.

Indischer Einfluß 29–32, 36, 47.
Individualismus 26.
Indochinesische Sprachen 6.
Inschriften 9, 17, 42.
Islam 57.
I-tsing 57.

J.

Jesuiten 75.

K.

K'ang Yo-wei 76, 80, 81.
K'ang-hi 74.
K'ang-hi-tze-tien 74.
Kerbholz 7.
Kia-li 67.
Kia Ngi 37.
K'ien-lung 74.
Kin-ku-k'i-kuan 73.
Kin-p'ing-mei 72.
King-pau 79.
King Tz'e 37.
Kiu-ko 37.
Klassische Sprache 21.
Ko Hung 51.
Kollektivismus 25.
Konfuzius s. K'ung-tze 19.
Ku Hung-ming 80.
Ku Yen-wu 74.
Kuan-hua 79.
Kuan Tschung 19.
Kuan-tze 19.
Kuang-sü 76.
Kuang-yün 58.
Kuei-kuh-tze 25.
kuei-lei 59.
Kumaradschiva 51.
K'ung Kih 21.
K'ung K'iu 19.
K'ung-tze 19–21, 34–35.
Kuoh-yü (Werk) 35.
Kuoh-yü (Reichssprache) 79.
K'üh Yüan 36, 58.

L.

Lau-tze 22–25, 30, 39.
Li Fang 68.
Li Poh-yang 22.
Li Sze 39–40.
Li T'ai-poh 54–55.

Li-ki 46.
Li-sau 36.
Liang, Dynastie 53.
LiangTschi-tschau77,80.
Liau-tschai-tschih-i 73.
Lieh-tze 30–31, 59.
Lin Kin-nan 81.
Liu Hin 41, 76.
Liu Ngan 47.
Liu Pan-nung 81.
Lo Kuan-tschung 72.
Lo Tschen-yü 80.
Lun-heng 46.
Lun-yü 21, 36, 41.
Lung-tu-pau-kung-ngan 73.
Lü Puh-wei 39.
Lü-schi-tsch'un-ts'iu39.

M.

Ma Jung 46.
Ma Tuan-lin 74.
Mandschu 73.
Manichäismus 57.
Mau K'i-ling 74.
Mei Scheng 49.
Mencius s. Mong-tze 27.
Miau-tze 8.
Ming, Dynastie 73.
Ming-ti, Han 48.
Moh Tih 25–27, 37.
Mong Ko 27.
Mong-tze 27–28.
Mong T'ien 39.
Mongolen 70–71.
Muh-t'ien-tze-tschuan 16, 70.

N.

Nachklassische Sprache 50.
Naturphilosophie 63.
Neokonfuzianismus 66.
Nestorianismus 57.
»Neun Gesänge« 37.
Ngi-li 16.
Novelle 73.

P.

Paläographie 42.
Pan Ku 45, 49.
Pan Tschau 45, 49.
Pan Tsieh-yü 49.
Papier, Erfindung d. 50.
Parsismus 57.
Pau-p'oh-tze 51.
Pau Tschau 52.
P'ei-wen-yün-fu 74.
Pi Scheng 61.
Poh-hua 79.
Poh Kü-yih 55.
Puppentheater 59.

R.

Reformkonfuzianismus 75.
Roman 16,45,70,72–73.

S.

San-kuoh-tschi 50, 72.
San-kuoh-tschi-yen-i72.
San-ts'ang 51.
San-ts'ai-t'u-hui 74.
Sargzieherlieder 60.
Saussure 10.
Schan-hai-king 12, 37.
Schang, Dynastie 12–13.
Schattentheater 60.
Schau Poh-wen 65.
Schau Yung 65.
Schi (Historiker) 33.
Schi-huang-ti 38–40.
Schi-ki 42–44, 67.
Schi-king13,17,41,58,81.
Schindler 34.
Schrift 6–9, 39, 78.
Schriftsprache69,78-79.
Schu-king 10, 13,16,41.
Schun-tien 11.
Schuoh-wen 42.
Si-king-tsah-ki 45.
Si-kün 49.
Si-siang-ki 70.
Siau Tai Li-ki 46.
Siau T'ung 53.
Siau-hioh 67.
Sin-hioh-wei-king 76.
Sing-li 63.
Sophisten 25.
Stein, Marc Aurel 57,61.
Steintrommeln 17.
Su Schih 73.
Su Tung-p'oh 69.
Suh-hua 69.
Sui, Dynastie 53.
Sun-tze 37.
Sung, Dynastie 61–71.
Sung Yüh 37.
Sung-yün 51.
Sü K'in 77.
Sün-tze 28–29.
Sze-k'ung T'u 55.
Sze-ma Kuang 67.
Sze-ma Siang-ju 49.
Sze-ma T'an 43.
Sze-ma Ts'ien 33,42–44, 49, 67.

T.

Tafel des Yü 9.
Ta-hioh 21.
Ta Tai Li-ki 46.

Tai Scheng 46.
Tai Teh 46.
T'ai-kih 64.
T'ai-kih-t'u 65.
T'ai-p'ing-kung-tschih 68.
T'ai-p'ing-yüh-lan 63.
T'ang, Dynastie 53–61.
T'ang-schi 56.
Tau-teh-king 23–25.
T'au Yüan-ming 52.
Tauismus 22–25, 29–32, 39, 47–49, 51, 55, 62.
T'ien-wen 37.
Tripitaka 51.
Tschan-kuoh-tz'eh 45.
Tschang Ts'ai 65.
Tsch'ang-ngan 45.
Tschau-hun 37.
Tschen Huan-tschang 77.
Tsch'en T'uan 69.
Tschen Tuh-siu 77.
Tsch'eng Hau 65.
Tsch'eng I 65.
Tschih-yün 58.
Tschou, Dynastie 13–38, 41.
Tschou-kuan 15.
Tschou-kung 15.
Tschou-li 15, 41, 76.
Tschou-schu 16.
Tschou Tun-i 65.
Tschu Hi 65–67, 69–70.
Tschuh-schu-ki-nien 33.
Tschuang-tze 31–32, 36.
Tsch'un-ts'iu 34–35.
Tschung-yung 21, 39.
Ts'ai Lun 50.
Ts'ai Yüan-p'ei 80.
Ts'au-schu 40.
Ts'ien Han-schu 44–45.
Ts'ien Hüan-t'ung 81.
Ts'ing, Dynastie 73.
Tso K'iu-ming 34, 35.
Tso-tschuan 34–35, 41, 76.
Tsou Yen 32.
Ts'u, Elegien von 37.
Ts'u, Lied des Narren von 36.
Ts'u-tz'e 37.
Tu Fu 54, 55.
T'u-schu-tschih-tsch'eng 74.
T'ung-kien-kang-muh 67.
T'ung-schu 65.
Tze-sze 21.
Tze-tien s. K'ang-hitze-tien 74.
Tze-tschi-t'ung-kien 67.

U.

Übersetzungen 81.
Uralaltaische Sprachen 5.

V.

Vorklassische Sprache 13.

W.

Wang Hü 25.
Wang Ki 74.
Wang Schi-fu 70.
Wang Schou-jen 73.
Wang Tsch'ung 46.
Wang T'ung 51.
Wang Yang-ming 73.
Wang Yih 52.
Wei Yüan 75.
Wen-hua 69.
Wen-hien-t'ung-kau 74.
Wen-süan 53.
Wen-tschung-tze 51.
Wen-wang 14.
Wen-tze 30.
Wörterbücher 38, 42, 52, 58, 74.
Wu-kung 57.
Wu Ta-tscheng 80.
Wu-ti, Han 49.
Wu-tze 37.
Wu-Yüeh-tsch'un-ts'iu 45.

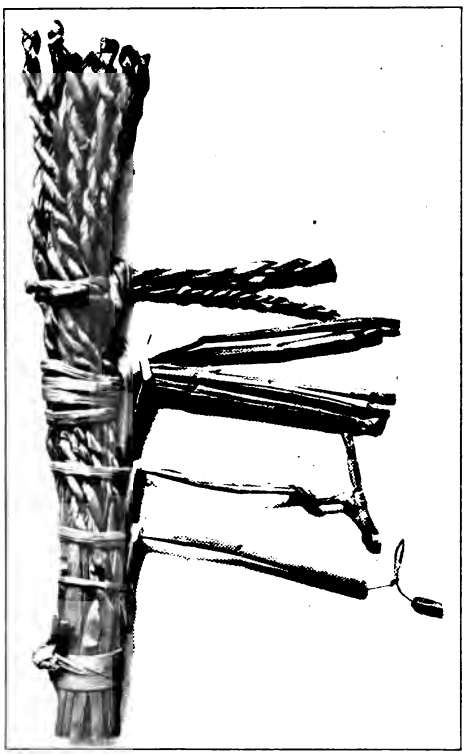
Y.

Ya-scheng 37.
Yang Hiung 46.
Yang-Tschu 25–26.
Yau-tien 10.
Yen-tze-tsch'un-ts'iu 35
Yen Ying 35.
Yih-king 14, 63–65.
Yin-Yang-Lehre 64.
Yung-loh 74.
Yung-loh-ta-tien 74.
Yü, Dreifüße des 12.
Yü, Tafel des 9.
Yü-kung 11.
Yüan, Dynastie 70–73.
Yüan Tz'e-ts'ai 74.
Yüan Yüan 74.
Yüan-yuh 37.

Z.

Zeitschriften 80.
Zeitungen 79.

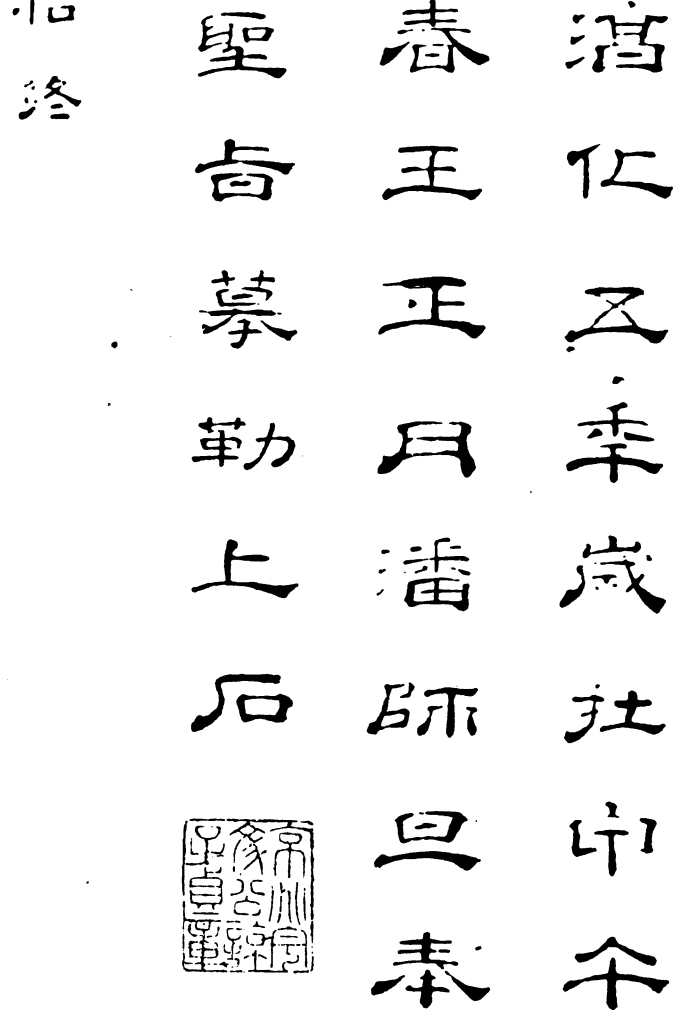
Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.



Knotenschnur
Liu-kiu-Inseln

Orakelknochen
Tschou-Zeit

Steintrommel mit Inschrift aus der Tschou-Zeit



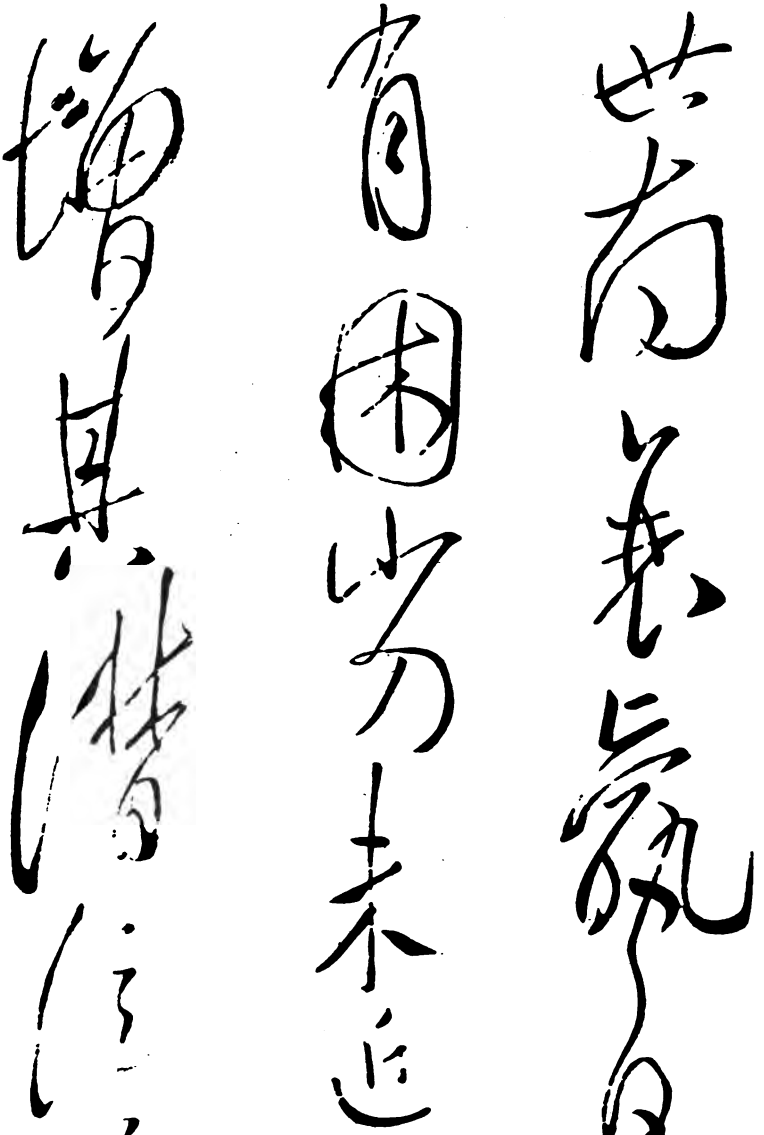
Text in Han-Schrift, das Siegel in Tschou-Schrift

戀實深人使遠来　緘
捧欣佩交集下懷兼有
紀念未期　高會企望增
奉狀　起居陳
謝不宣謹狀
十月　日從表弟地官侍郎判尚書局鳳閣鸞臺平章

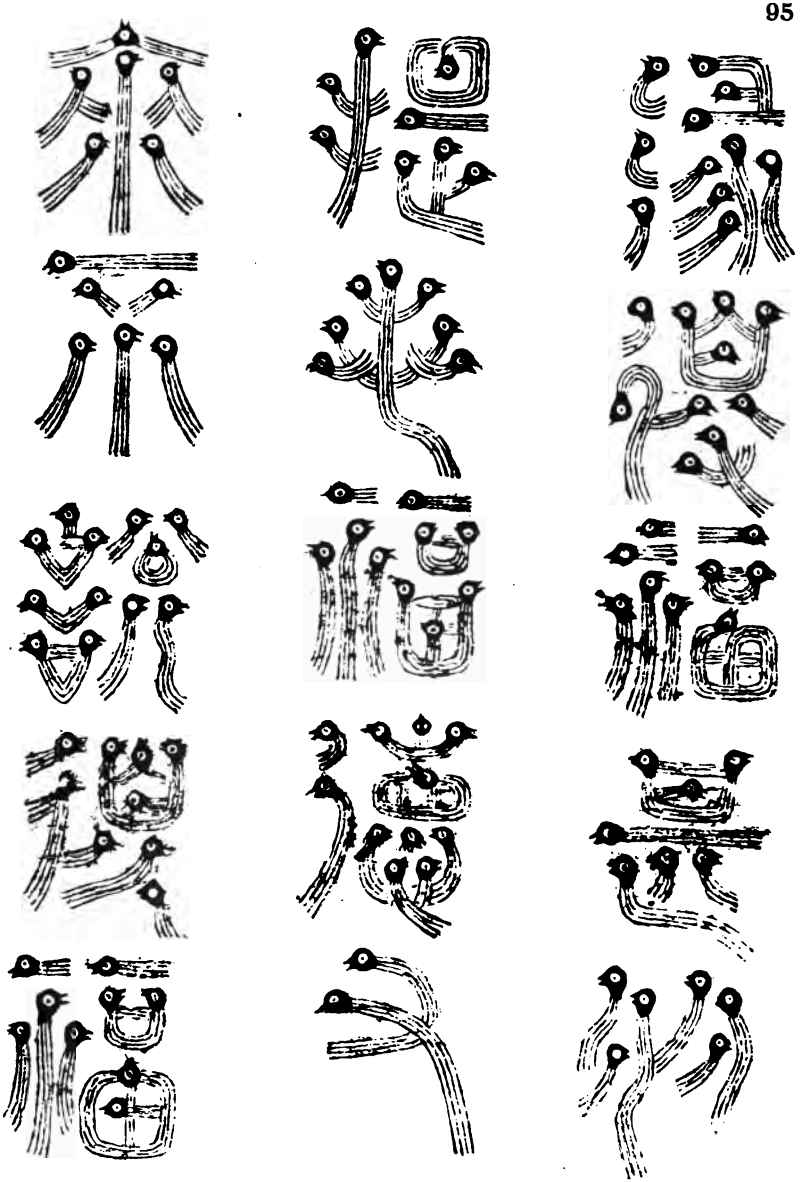
Text in moderner Schreibschrift

九月十五日恢
深得去四月書
比何如吾至頊
了郗恢敬謂

Text in Schreibschrift



Text in Grasschrift

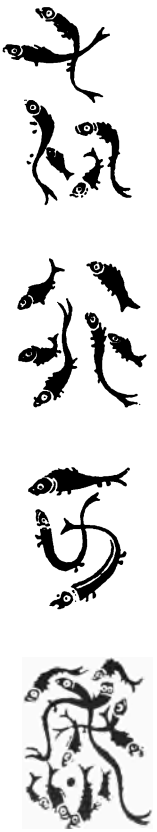


Zierschrift mit Vogelköpfen

安樂必敬

右鳥書　武王曰丹烏入室之祥作此

席前右端銘

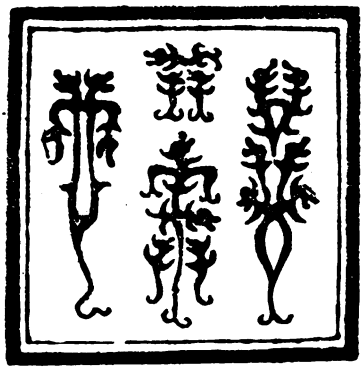


無行可悔

右魚書　武王曰白魚入舟之瑞作此

Zierschrift, sogenannte Fischschrift

閒來
緩步
偶坐
漁磯

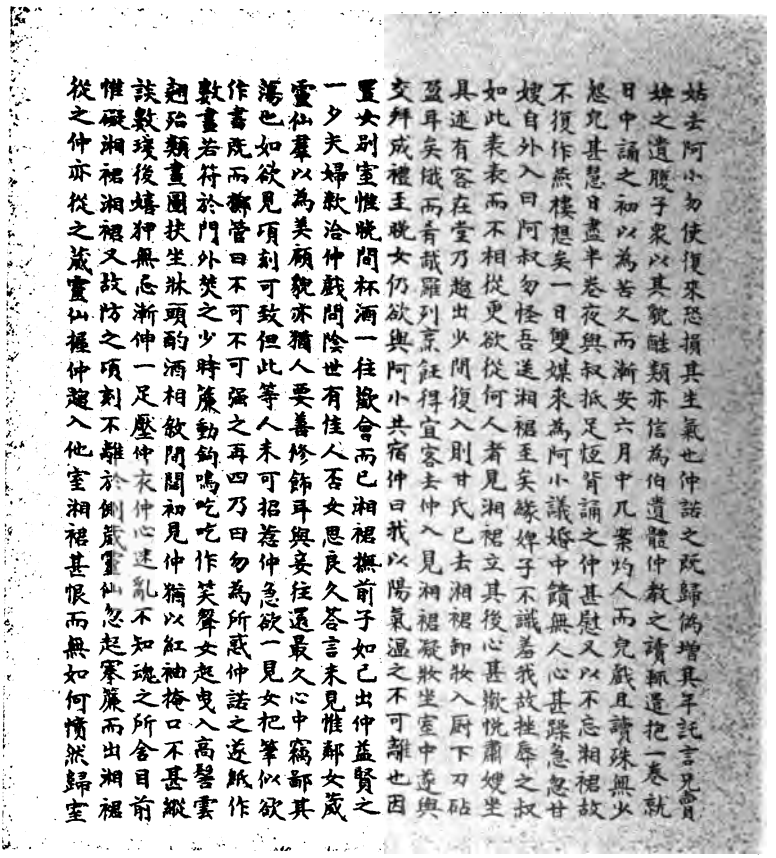


言
其未
也

清晨
言往
日暮
忘歸

則甘實
云結碩
大且殷

Zierschriften auf Siegeln



姑去阿小勿使復來恐損其生氣也仲諾之既歸偽增其羊託言兒輩
婢之遺腰子衆以其貌醜類亦信為伯遺體仲教之讀輒還抱一卷就
日中誦之和以為苦久而漸安六月中几案灼人而兒戲且讀殊無火
怒兒甚憩日盡半卷夜與叔抵足炬背誦之仲甚慰又以不忘湘裙故
不須作燕樓想矣一日雙媒來為阿小議婚中饋無人心甚躁急忽甘
嫂自外入曰阿叔勿怪吾送湘裙至矣緣婢子不識羞我故挫辱之叔
如此表表而不相從更欲從何人者見湘裙立其後心甚歡悅肅嫂坐
具述有客在堂乃趨出少間復入則甘氏已去湘裙卸妝入廚下刀砧
盈耳矣俄而肴蔵羅列烹飪得宜客去仲入見湘裙凝妝坐室中遂與
交拜成禮主婦女仍欲與阿小共宿仲曰我以陽氣逼之不可離也因
置女別室帳幌間杯酒一往歡會而已湘裙撫前子如己出仲益賢之
一夕夫婦款洽仲戲問陰世有佳人否女思良久答言未見惟鄰女葳
蕤仙羣以為美顧貌亦猶人要善修飾耳與妾往還最久心中竊鄙其
蕩也如欲見頃刻可致但此等人未可招卷仲急欲一見女把筆似欲
作書既而擲管曰不可不可强之再四乃曰勿為所惑仲諾之遂賦作
數畫若符於門外焚之少時簾動鈴鳴吃吃作笑聲女起曳入高髻雲
翹珈類畫圖扶生牀頭酌酒相敬閒閒初見仲猶以紅袖掩口不甚縱
談數瑣後嬉狎無忌漸伸一足壓仲衣仲心迷亂不知魂之所舍目前
惟礙湘裙湘裙又故防之頃刻不離於側葳蕤仙忽起寥簾而出湘裙
從之仲亦從之葳蕤仙趨仲趨入他室湘裙甚恨而無如何憤然歸室

Text in moderner Druckschrift

Moderne Buchillustration

既然說萬物『自生、自化、自形、自色、自智、自力、自消、自息』自然不承認一個主宰的『天』了。列子書中有一個故事，最足破除這種主宰的天的迷信。

齊田氏祖于庭，食客千人。中坐有獻魚鴈者，田氏視之，乃歎曰：『天之於民厚矣！殖五穀，生魚鳥，以爲之用。』衆客和之如響。鮑氏之子年十二，預於次，進曰：『不如君言。天地萬物與我並生，類也。類無貴賤，徒以大小智力而相制，迭相食非相爲而生。人取可食者而食之，豈天本爲人生之？且蚊蚋嗜膚，虎狼食肉，豈天本爲蚊蚋生人，虎狼生肉者哉？』（說符篇）

此卽是老子『天地不仁，以萬物爲芻狗』和鄧析『天之於人無厚也』的意思。這幾條都不認『天』是有意志的，更不認『天』是有『好生之德』的。列子書中這一段更合近世生物學家所說優勝劣敗，適者生存的話。

四、莊子書中的生物進化論　莊子秋水篇說：

物之生也，若驟若馳，無動而不變，無時而不移。何爲乎？何不爲乎？夫固將自化。

『自化』二字是莊子生物進化論的大旨。寓言篇說：

Moderner chinesischer Druck mit Interpunktion

Einer der ältesten erhaltenen chinesischen Drucke, 770 n. Chr. in Japan hergestellt

Titelblatt eines buddhistischen Prachtwerkes von 1419

Illustrationsausschnitt aus einem buddhistischen Prachtwerk von 1419

Der chinesische Literaturgott als Schriftzeichen

JEDERMANNS BÜCHEREI

Natur aller Länder / Religion und Kultur aller Völker

Wissen und Technik aller Zeiten

ÜBERSICHT	
Religionswissenschaft	Musik
Philosophie	Erdkunde
Erziehungswesen	Völkerkunde
Geschichte	Land- und Forstwirtschaft
Rechts- und Staatswissenschaft	Naturwissenschaft
Sozialwissenschaft Wirtschaftswissensch.	Medizin
Literaturgeschichte	Mathematik
Bildende Kunst	Technik

JEDERMANNS BÜCHEREI

Abteilung Erdkunde

Allgemeine Erdkunde

Herausgegeben von Professor **Dr. Rud. Reinhard**, Leipzig

Die Gestalt der Erde und ihre Darstellung
Oberflächengestaltung
Vulkanismus
Allgemeine Meereskunde und maritime Meteorologie
Fluß- und Seenkunde
Klimatologie
Die Landschaftsgürtel der Erde
Pflanzen- und Tiergeographie
Anthropogeographie
Wirtschaftsgeographie
Verkehrsgeographie
Politische Erdkunde

Länderkunde

Herausgegeben von **Dr. Kurt Krause**, Leipzig

Deutschland (2 Bände)
Baltische Länder — Polen
Osteuropa (2 Bände)
Nordische Länder
Holland, Belgien, Luxemburg, Schweiz
Frankreich
Die britischen Inseln
Donauländer (2 Bände)
Griechisches Mittelmeergebiet
Italien
Iberische Halbinsel
Asien (4 Bände)
Nordamerika
Südamerika
Australien und die Südseeinseln
Afrika (2 Bände)
Polarländer

Erschienen sind:

Politische Erdkunde. *Von Dr. Arth. Dix, Hauptschriftltr., Berlin.*

Griechisches Mittelmeergebiet. *Von Dr. Otto Maull, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M.*

Osteuropa in 2 Bänden. *Von Dr. Walter Tuckermann, Prof. an der Techn. Hochschule Mannheim.*

Die Landschaftsgürtel der Erde, Natur und Kultur. *Von Dr. Siegfried Passarge, o. Prof. an der Hamburgischen Universität.*

Frankreich. *Von Dr. Erwin Scheu, Priv.-Doz. a. d. Univ. Leipzig.*

Südamerika. *Von Dr. B. Brandt, Privatdozent a. d. Univ. Berlin.*

Finnland, Estland und Lettland, Litauen. *Die Baltischen Staaten. Von Dr. M. Friederichsen, o. Prof. a. d. Univ. Breslau.*

In Vorbereitung:

Die Gestalt der Erde und ihre Darstellung. *Von Dr. Walter Behrmann, Professor an der Universität Frankfurt a. M.*

Oberflächengestaltung (Morphologie). *Von Dr. Erwin Scheu, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

JEDERMANNS BÜCHEREI

Vulkanismus. *Von Dr. Bergeat, Geh. Bergrat, o. Prof. an der Universität Kiel.*

Allgemeine Meereskunde und maritime Meteorologie. *Von Dr. G. Wüst, Assistent am Institut für Meereskunde Berlin.*

Wirtschaftsgeographie I: Geographische Güterlehre. *Von Professor Dr. W. Schmidt, Cöthen.*

Donauländer in 2 Bänden: Staatenkunde — Landschaftskunde. *Von Dr. Hans Rudolphi, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

Iberische Halbinsel (Spanien, Portugal). *Von Dr. Hans Praesent, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei Leipzig.*

Nord- und Westasien. *Von Dr. Arved Schultz, Privatdozent an der Hamburgischen Universität.*

Japanische Inseln. *Von Geh. Stud. Dr. F. W. P. Lehmann, Leipzig.*

Afrika, in 2 Bänden. Das tropische Afrika und Ägypten — Das subtropische Südafrika. *Von Dr. Siegfried Passarge, o. Professor an der Hamburgischen Universität.*

Polarländer, Natur und Wirtschaft. *Von Dr. Hans Rudolphi, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

Abteilung Völkerkunde

Herausgegeben von **Dr. Fritz Krause,** Privatdoz. a. d. Universität Leipzig, und **Dr. Georg Thilenius,** o. Prof. an der Hamburgischen Universität, Direktor des Museums für Völkerkunde zu Hamburg

A. Allgemeine Völkerkunde

Probleme der Völkerkunde | **Das Wirtschaftsleben der Völker**
Grundzüge der menschlichen Gesellschaft
Formen des religiösen Lebens | **Die Kunst primitiver Völker**

B. Spezielle Völkerkunde

Weltgeschichtliche Kulturvorgänge
Europa einschließlich Nordafrika und Vorderasien
Afrika
Süd- und Zentralasien
Ostasien:
1. China
2. Korea, Japan
Indo-Ozeanien
Australien
Nordvölker:
Lappen und Sibirier
Die Naturvölker Nordamerikas
Die Naturvölker Südamerikas
Die alten Kulturen Mittelamerikas
(Azteken, Maya)
Die alten Kulturen Südamerikas

In Vorbereitung:

Das Wirtschaftsleben der Völker.

Von Dr. Fritz Krause, Privatdozent an der Universität Leipzig

JEDERMANNS BÜCHEREI

Abteilung Literaturgeschichte

Herausgegeben von **Dr. Paul Merker,**
o. Professor an der Universität Greifswald

Einführung in das Verständnis literarischer Kunstwerke

Deutsche Literatur bis 1880 (3 Bände):
I. Mittelalter
II. Reformation, Barock, Aufklärung
III. Sturm und Drang, Klassizismus, Romantik, Realismus

Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart

Deutsches Theater

Deutsche Sprachgeschichte

Deutsche Stilistik

Dänisch-Norwegische Literatur

Schwedische Literatur

Flämisch-Holländische Literatur

Englische Literatur

Amerikanische Literatur

Französische Literatur

Italienische Literatur

Spanisch-Portugiesische Literatur

Russische Literatur

Polnische Literatur

Südslavische Literatur

Ungarische und rumänische Literatur

Altgriechische Literatur

Byzantinische und Neugriechische Literatur

Römische Literatur

Mittel- und Neulateinische Literatur

Indische Literatur

Persische und türkische Literatur

Altsemitische Literatur

Arabische Literatur

Japanische Literatur

Chinesische Literatur

Erschienen sind:

Russische Literatur. *Von Dr. Alexander Brückner, o. Professor an der Universität Berlin.*

Polnische Literatur. *Von Dr. Alexander Brückner, o. Professor an der Universität Berlin.*

Chinesische Literatur. *Von Dr. Eduard Erkes, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

Deutsches Theater. *Von Dr. Friedrich Michael in Leipzig.*

In Vorbereitung:

Deutsche Literatur bis 1870. I. Mittelalter. II. Reformation, Barock, Aufklärung. III. Sturm und Drang, Klassizismus, Romantik, Realismus. *Von Dr. Paul Merker, o. Professor an der Universität Greifswald.*

Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. *Von Dr. Wolfgang Stammler, a. o. Professor an der Technischen Hochschule Hannover.*

JEDERMANNS BÜCHEREI

Deutsche Sprachgeschichte. *Von Dr. Walther Ziesemer, o. Professor an der Universität Königsberg.*

Dänisch-Norwegische Literatur. *Von Dr. Georg Daub, Studiendirektor in Gandersheim a. H.*

Schwedische Literatur. *Von Dr. Helmut de Boor, Privatdozent an der Universität Greifswald.*

Französische Literatur. *Von Dr. Walther Küchler, o. Professor an der Universität Wien.*

Italienische Literatur. *Von Dr. Viktor Klemperer, o. Professor an der Polytechnischen Hochschule in Dresden.*

Spanische und Portugiesische Literatur. *Von Dr. A. Hämel, Professor an der Universität Würzburg.*

Byzantinische und Neugriechische Literatur. *Von Dr. Karl Dieterich, Professor an der Universität Leipzig.*

Abteilung Bildende Kunst

Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Waetzoldt,** Geh. Regierungsrat, Ministerialrat im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, o. Honorarprofessor an der Universität Berlin

Systematische Kunstgeschichte

Methodik der Kunstbetrachtung
Technik der Künste
Ikonographie
Denkmalpflege
Museumskunde

Geschichte der Kunst

Kunst der Naturvölker
Volkskunst
Chinesische Kunst
Japanische Kunst
Persische Kunst
Indische Kunst
Ägyptische Kunst
Griechische Kunst
Hellenistische Kunst
Römische Kunst
Arabische Kunst
Altchristliche Kunst
Italienische Kunst (3 Bände)
Spanische Kunst
Französische Kunst
Englische Kunst
Altamerikanische Kunst
Holländische Kunst
Belgische Kunst
Russische Kunst
Skandinavische Kunst
Kunst der Balkanvölker
Deutsche Kunst
Die Kunst der Gegenwart

JEDERMANNS BÜCHEREI

Erschienen sind:

Arabische Kunst. *Von Dr. Elisabeth Ahlenstiel-Engel in Berlin.*

Chinesische Kunst. *Von Dr. Ludwig Bachhofer in München.*

Indische Kunst. *Von Dr. Otto Höver in Hagen i. W.*

In Vorbereitung:

Museumskunde. *Von Dr. Otto Homburger, Direktorialassistent am Badischen Landesmuseum in Karlsruhe.*

Japanische Kunst. *Von Dr. Ludwig Bachhofer in München.*

Hellenistische Kunst. *Von Dr. Martin Schede, Kustos an den staatlichen Museen in Berlin.*

Römische Kunst. *Von Dr. Herbert Koch, Professor an der Universität Jena.*

Italienische Kunst bis zur Renaissance. *Von Dr. Hans Hildebrandt, Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart.*

Italienische Kunst vom 14. bis 18. Jahrhundert in 3 Bänden. *Von Dr. Hans Kiener in München.*

Skandinavische Kunst. *Von Dr. A. Dresdner, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Berlin.*

Altamerikanische Kunst. *Von Dr. Gerstenberg, Privatdozent an der Universität Halle.*

Kunst der Naturvölker. *Von Dr. Otto Höver in München.*

Abteilung Musik

Herausgegeben von Prof. **Dr. Johannes Wolf,** Honorarprofessor an der Universität Berlin, Vorsteher der alten Musik-Sammlung der Preußischen Staatsbibliothek Berlin-Friedenau

1. Systematische Abteilung

Einführung i. d. Musikwissenschaft
Musikalische Akustik
Musikpsychologie

Musikästhetik
Musikpolitik (Soziale und politische Bedeutung der Musik)

JEDERMANNS BÜCHEREI

II. Historische Abteilung

Musikalische Schriftenkunde

Musikinstrumente

Geschichte der Musiktheorie

Musik der Naturvölker

Musik der ältesten Kulturvölker

Musik der germanischen Völker
(3 Bände)
I. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts
II. im 17. und 18. Jahrhundert
III. seit dem 19. Jahrhundert

Musik in England

Musik der romanischen Völker
(3 Bände)
I. Musik in Frankreich
II. Musik in Italien
III. Musik in Spanien und Portugal

Musik der slavischen Völker

Byzantinische Musik

Musik des Orients

Das Volkslied

Kirchenmusik

Erschienen ist:

Die Musikinstrumente. *Von Professor Dr. Curt Sachs in Berlin.*

In Vorbereitung:

Akustik. *Von Dr. Erich Schumann in Charlottenburg.*

Musikalische Schriftenkunde. *Von Professor Dr. Johannes Wolf, Honorarprofessor an der Universität Berlin.*

Musik der ältesten Kulturvölker. *Von Professor Dr. Curt Sachs in Berlin.*

Musik der germanischen Völker bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. *Von Professor Dr. Johannes Wolf, Honorarprofessor an der Universität Berlin.*

Musik der germanischen Völker seit dem 19. Jahrhundert. *Von Dr. Hans Schnoor in Klotzsche-Dresden.*

Abteilung Philosophie

Herausgegeben von **Dr. Ernst Bergmann,**
Professor an der Universität Leipzig

Systematische Philosophie:

Erkenntnistheorie

Logik

Metaphysik

Ethik

Naturphilosophie

Kulturphilosophie

Rechts- und Staatsphilosophie

Religionsphilosophie

Philosophie der Geschichte
(2 Bände)

Allgemeine Psychologie

Angewandte Psychologie

Völkerpsychologie

Tierpsychologie

JEDERMANNS BÜCHEREI

Geschichte der Philosophie:

Chinesische und japanische Philosophie

Indische Philosophie

Griechische Philosophie
von Thales bis Platon

Hellenistische Philosophie
von Aristoteles bis Plotin

Arabische Philosophie

Patristische und scholastische Philosophie

Italienische Philosophie

Französische Philosophie

Englische Philosophie

Holländische Philosophie

Deutsche Philosophie
(3 Bände):
I. Die deutsche Mystik
II. Die deutsche Aufklärung
III. Der deutsche Idealismus

Russische Philosophie

Amerikanische Philosophie

Der Geist des 19. Jahrhunderts

Die Philosophie im 20. Jahrhundert

Erschienen sind:

Griechische Philosophie von Thales bis Platon. *Von Dr. Hans Leisegang, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

Hellenistische Philosophie von Aristoteles bis Plotin. *Von Dr. Hans Leisegang, Privatdozent an der Universität Leipzig.*

Patristische und scholastische Philosophie. *Von Dr. Johannes Hessen, Privatdozent an der Universität Köln.*

Französische Philosophie. *Von Dr. Karl Vorländer, Professor an der Universität Münster.*

Der Geist des 19. Jahrhunderts. *Von Dr. Ernst Bergmann, Professor an der Universität Leipzig.*

Philosophie der Geschichte in 2 Bänden. *Von Dr. Hermann Schneider, Professor an der Universität Leipzig.*

Naturphilosophie. *Von Dr. Friedrich Lipsius, Professor an der Universität Leipzig.*

In Vorbereitung:

Ethik. *Von Dr. Hermann Schwarz, Geh. Reg.-Rat, o. Professor an der Universität Greifswald.*

Holländische Philosophie. *Von Dr. Lucien Brulez, Lektor an der Universität Hamburg.*

Italienische Philosophie. *Von Guido de Ruggiero, Professor an der königl. Universität Neapel.*

Deutsche Philosophie in 3 Bänden: I. Die deutsche Mystik. II. Die deutsche Aufklärung. III. Der deutsche Idealismus. *Von Dr. Ernst Bergmann, Professor an der Universität Leipzig.*

Russische Philosophie. *Von Professor E. v. Radloff, Direktor der russischen öffentlichen Bibliotheken zu St. Petersburg.*

JEDERMANNS BÜCHEREI

Abteilung Rechts- und Staatswissenschaft

Herausgegeben von Regierungsassessor a. D. Dr. sc. pol., Dr. jur. **Friedrich Glum**, Privatdoz. a. d. Univers. Berlin, Generalsekretär der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften

Problem des Rechts — Rechtsphilosophie
Römische Rechtsgeschichte
Deutsche (Germanische) Rechtsgeschichte
Deutsches bürgerliches Recht der Gegenwart
Deutsches Strafrecht
Deutsches Industrie- und Handelsrecht
Deutsches Agrarrecht
Urheberrecht
Patentrecht
Französisches Privatrecht
Englisches Privatrecht
Problem des Staats — Staatsphilosophie
Politik
Verwaltungslehre
Geschichte d. politischen Theorien
Geschichte d. sozialistischen Ideen
Deutsche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
Englische und nordamerikanische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
Französische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
Russische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
Deutsches Staatsrecht
Deutsches Verwaltungsrecht
Deutsches Arbeitsrecht
Deutsches Steuerrecht
Deutsches Kommunalrecht
Völkerrecht
Internationales Privatrecht
Das Privatrecht des Friedensvertrages
Kirchenrecht
Der Staat der Kalifen
Der französische Staat der Gegenwart
Der englische Staat der Gegenwart und das britische Weltreich
Das bolschewistische Rußland
Monarchie
Demokratie u. Parlamentarismus
Demokratische Diktatur (Rätediktatur)
Die Parteien in Deutschland
Staat und Wirtschaft

In Vorbereitung:

Deutsches Arbeitsrecht. *Von Dr. J. Groh, Privatdozent an der Universität Gießen.*

Industrie- und Handelsrecht. *Von Dr. Paul Gieseke, o. Professor an der Universität Rostock.*

Patentrecht. *Von Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin.*

Internationales Privatrecht. *Von Dr. Max Gutzwiller, Prof. der Rechte an der Universität Freiburg, Schweiz.*

Geschichte der sozialistischen Ideen. *Von Dr. Karl Vorländer, Professor an der Universität Münster.*

Einführung in das Deutsche Steuerrecht. *Von Dr. Ludwig Waldecker, Professor an der Universität Königsberg i. Pr.*

JEDERMANNS BÜCHEREI

Abteilung

Sozialwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft

Herausgegeben von Regierungsassessor a. D. Dr. sc. pol., Dr. jur. **Friedrich Glum**, Privatdoz. a. d. Univers. Berlin, Generalsekretär der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften

Einführung in die nationalökonomischen Theorien
Wirtschaftsverfassung
Sozialismus
Weltwirtschaft
Geschichte der deutschen Wirtschaft
Geschichte der englischen Wirtschaft und der Wirtschaft des britischen Imperiums
Geschichte der amerikanischen Wirtschaft
Geschichte der russischen Wirtschaft
Landwirtschaftspolitik
Industriepolitik
Handelspolitik
Verkehrspolitik
Gewerbepolitik
Sozialpolitik
Geld — Banken — Börsen
Kohlenwirtschaft
Eisenwirtschaft
Metallwirtschaft
Textilwirtschaft
Wirtschaft der Steine und Erden
Wirtschaft der Öle und Fette
Die chemische Industrie
Lederwirtschaft
Zeitungswesen
Der industrielle Unternehmer
Der Handwerker
Der Industriearbeiter
Der politische Führer
Die arbeitende Frau

Erschienen ist:

Der Industriearbeiter. *Von Dr. Alfred Striemer in Berlin.*

In Vorbereitung:

Eisenwirtschaft. *Von Dr. Racine in Düsseldorf.*

Zeitungswesen. *Von Dr. Karl d'Ester, Professor an der Universität Münster.*

Die arbeitende Frau. *Von Dr. Agnes von Zahn-Harnack, Berlin-Grunewald.*

Einführung in die nationalökonomischen Theorien. *Von Dr. Hans Gestrich in Berlin.*

Wirtschaftsverfassung. *Von Dr. Siegfried Tschierschky in Berlin.*

Die deutsche chemische Industrie in ihrer Entwicklung und weltwirtschaftlichen Bedeutung. *Von Professor Dr. H. Großmann in Berlin.*

Lederwirtschaft. *Von Kriegsgerichtsrat Dr. Kurtz, Referent im Reichswirtschaftsministerium Berlin.*

JEDERMANNS BÜCHEREI

Abteilung Erziehungswesen

Herausgegeben von **Dr. August Messer**, o. Professor an der Universität Gießen

Philosophische Grundlegung der Pädagogik

Systematische Pädagogik

Geschichte d. antiken Pädagogik — Geschichte der mittelalterlichen Pädagogik

Geschichte d. modernen Pädagogik

Schulpolitik

Methodik der Volksschule

Methodik des geisteswissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen

Methodik des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen

Fortbildungs- und Fachschulwesen

Jugendfürsorge

Jugendpsychologie

Staatsbürgerliche Erziehung

Das österreichische Schulwesen der Gegenwart

Englisches und amerikanisches Bildungswesen

Asiatisches Bildungswesen

Pädagogische Probleme der Gegenwart

Körperliche Erziehung und Schulhygiene

Volkshochschulwesen

In Vorbereitung:

Jugendpsychologie. *Von Dr. Erich Stern, Privatdozent an der Universität Gießen.*

Methodik des geisteswissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen. I. Deutschkunde und Philosophische Propädeutik. *Von Studienrat Dr. Franz Schnaß in Hannover.* II. Geschichte und alte Sprachen. *Von Dr. August Messer, Prof. an der Universität Gießen.* III. Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen (Französisch u. Englisch). *Von Studienrat Dr. Albert Streuber in Darmstadt.*

Methodik des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen. I. Geographie *von Studienrat Dr. Franz Schnaß in Hannover.* II. Naturwissenschaftlich-mathematische Fächer *von Studienrat Dr. G. Röver in Oldenburg.*

Methodik der Volksschule. *Von A. Neemann in Varel.*

Körperliche Erziehung und Schulhygiene. *Von Dr. Huntemüller, Professor an der Universität Gießen.*

Das österreichische Schulwesen der Gegenwart. *Von Bezirksschulrat Johann Kober in Wiener-Neustadt.*

JUN 28 '72
GIFT

Mai 1927
$1.25

TECHNIK
ERDKUNDE
MATHEMATIK
VÖLKERKUNDE
ERZIEHUNGSWESEN
NATURWISSENSCHAFT
SOZIALWISSENSCHAFT
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT
LAND/UND FORSTWIRTSCHAFT
RELIGIONSWISSENSCHAFT
STAATSWISSENSCHAFT
RECHTSWISSENSCHAFT
LITERATURGESCHICHTE
BILDENDE KUNST
PHILOSOPHIE
GESCHICHTE
MEDIZIN
MUSIK